K. Schrattenthal,
Der Armendoctor.

Karl May,
Die drei Feldmarschalls.

K. von Lenhard,
Meister Müller u. sein Geselle.

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Umwenden.

Alsdann folgen (Abänderung vorbehalten):

Die Sühne. Novelle von H. von Veltheim.
Das düstere Haus. Novelle von L. Keiffen.
Die Tochter des Flüchtlings. Novelle von H. Fred.
Markgraf Gero. Historische Novelle von M. von Roskowska.
Ein Opfer fremder Schuld. Novelle von Friedbert Rammers.
Dativ. Roman von H. Fred.
Ein wildes Mädchen. Novelle von M. Berger (S. von Follenius).
Ein verborgenes Leben. Novelle von Ernst Lingen.
Hagar's Geheimniß. Roman von L. von Berlepsch.
Die Freier. Novelle von H. von Veltheim.
Eine zehnte Symphonie. Novelle von Elise Polko.
Glycera. Novelle von H. Fred.
Hermine. Novelle von M. Lenzen di Sebregondi.
Zwei Bräute. Novelle von M. von Pelzeln.
Auch ein Heimweh. Novellette von Elise Polko.
Maria Angela. Novelle von Ev. von Pütz.
Am hohen Felsen. Novelle von M. Berger (S. v. Follenius).
Am Rande des Abgrunds. Novelle von E. Franz.
Die Heldin der Saison. Novelle von Albert Holm.
Nach Hause! Novellette von Elise Polko.
Die von Wallern. Ungarische Novelle v. Dr. A. Stára.

Diese zweite Reihe erscheint in neuem Gewande, in hübschem hellem Originalband, der bedeutend verstärkt ist.

Wie die erste Reihe der „Novellen-Sammlung" die Gunst des Publicums sich im Fluge erobert hat und jetzt einen Ehrenplatz in den belletristischen Hausbibliotheken einnimmt, so wird die zweite Reihe zweifellos eine ebenso willkommene Aufnahme finden. Das unbestreitbare Lesebedürfniß unserer Zeit bedarf vortrefflicher Nahrung, damit es nicht unter nachtheiligen Einflüssen ausarte. Hier wird eine solche Geistesnahrung geboten zu einem Preise, der auch für den Minderbemittelten erschwinglich ist, damit er diese nicht in den Leihbibliotheken suche, sondern durch die Freude am fertigen Buch zur Anlage einer guten Privat-Bibliothek angeregt werde.

Geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach dem wirklichen Leben entnommene Stoffe,
Mustergültige Vollendung der Form,
Gewählte, ganz aparte Ausstattung und dabei
Fast unerreichte Billigkeit

werden die neuen Bände neben den ersten in Tausende von Familien als gern gesehene Hausfreunde einziehen lassen.

Köln, 1888. **J. P. Bachem.**

Jeder Band, ein abgeschlossenes Ganzes bildend, ist auch einzeln käuflich.

Inhalt der I. Reihe, Band 1–20, siehe im hintern Deckel dieses Bandes.

Bachem's Novellen-Sammlung.

(Ein-Mark-Bände.)

Eine belletristische

Haus- und Familien-Bibliothek.

Band 32.

Der Armendoctor.

Novelle

von K. Schrattenthal.

Die drei Feldmarschalls.

Eine bisher unbekannte Episode aus dem Leben des „alten Dessauer"

von Karl May.

Meister Müller und sein Geselle.

Eine deutsche Geschichte aus alter Zeit

von K. von Lenhard.

[1888]

Druck und Verlag von J. P. Bachem.
Köln am Rhein.

1818
J. P. BACHEM BUCHDRUCKEREI
KÖLN
51537

Der Armendoctor.

Novelle

von

Karl Schrattenthal.

I.

Eine der schönsten Zierden des an landschaftlichen Reizen so reichen Elbethales bildet das Schloß Treuenburg, der Sitz einer der ältesten Adelsfamilien des Sachsenlandes. Stolz ragen seine altersgrauen Mauern hinaus in die herrliche Landschaft, und ihr Spiegelbild zittert in den bewegten Wellen des Stromes, der auf seiner Reise nach dem Meere große und kleine Schiffe mit sich führt, deren Insassen den entzückten Blick auf dem schönen Naturgemälde ruhen lassen. Sie eilen dahin auf den dampfbewegten Fahrzeugen, die Einen im tollen Hasten nach Geld und Gut, die Andern, um ferne Freunde aufzusuchen, das Gefühl freudiger Sehnsucht im Herzen; Einige wohl auch nur ihrem Wandertriebe folgend, andere Länder, andere Menschen zu sehen. Alle aber bewundern das schöne Stückchen Erde: die im herrlichen Blumenschmuck prangenden Gärten, die fleißig bearbeiteten Felder, die dunkeln Wälderkronen, aus deren Mitte das Schloß

hervorragt, welches, schon seit Jahrhunderten den Wettern und Stürmen der Zeit Trotz bietet.

Keiner der Beschauer hat eine Ahnung von dem Leide, dessen Schauplatz heute das stolze Gebäude bildet; Keiner ahnt, daß ein liebendes Frauenherz eben aufhört zu schlagen, ein treues Mutterauge sich für immer schließt.

Auf dem Säulenbalcon des Schlosses steht ein Jüngling im Alter von ungefähr achtzehn Jahren, für dies zarte Alter eine fast herculische Erscheinung. Im eigenthümlichen Gegensatze zu dem so früh entwickelten Körper blickt unter langen Wimpern das blaue Auge des Jünglings wehmüthig in das Thal hinab, mädchenhaft schwärmerisch, der klare Spiegel einer zartbesaiteten Männerseele.

Der Jüngling ist Graf Alfred Treuenburg, der jüngste Sprosse der reichen Familie. Sein Vater, General außer Dienst, hat sich nach langjähriger bewegter Laufbahn im Dienste des Königs und des Vaterlandes mit seinen Lieben auf das Schloß seiner Ahnen zurückgezogen. Der ältere Bruder dient bei einem Reiterregiment in Berlin; das wechselvolle Leben der Residenz hat ihn seiner Heimath, seinem Vaterhause entfremdet.

Die Mutter hatte ihre Kinder an ihr Sterbelager gerufen; doch nur Alfred verließ die Hörsäle Dresdens, um nach Hause zu eilen, noch ein Mal in das treue Auge zu blicken, welches seine Jugendtage sorgsam bewacht. Richard kam nicht. Er hat einige Zeilen an den

jüngern Bruder gerichtet, sie bilden den Inhalt jenes Briefes, den der Jüngling auf dem Balcon in der Hand hält und zu wiederholten Malen durchliest.

„Lieber Bruder! So schmerzlich auch die Nachricht von der Erkrankung unserer Mutter mich berührte, kann ich doch dienstlicher Hindernisse wegen nicht abkommen. In der Hoffnung, daß die Krankheit keinen gefährlichen Verlauf nehmen werde, bleibe ich Dein Bruder Richard."

Ueber den Mund des Lesers zog ein Lächeln wehmüthigen Spottes. „Zehn Jahre sind es nun," sagte er leise vor sich hin, „daß ich den stolzen, vielleicht auch harten Mann nicht gesehen; wir würden uns nicht mehr erkennen. Und jetzt, da sie auf dem Sterbelager liegt, die uns Beiden das Leben gab, jetzt, da ich mich sehnte, ihn an mein Bruderherz zu schließen, kann er dienstlicher Hindernisse wegen nicht abkommen." Er steckte den Brief in die Brusttasche und schritt durch die Balconthüre nach dem Sterbezimmer seiner über alles geliebten Mutter. Mit zärtlicher Innigkeit faßte er die weißen, fleischlosen Hände der Kranken, und indem er seine Lippen darauf preßte, füllte sich sein schönes Auge mit heißen Thränen.

„Komm, mein lieber Alfred," sagte die Kranke mit schwacher Stimme, „setze dich hierher zu mir. Bevor ich vor den Richterstuhl des Allmächtigen trete, will ich dir noch Manches sagen, was ich auf dem Herzen habe."

Alfred wandte das Haupt nach den beiden Wärterinnen, welche für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen und sie zu pflegen hatten. „Lassen Sie mich jetzt mit meiner Mutter allein," sagte er; „ich werde, wenn es nöthig ist, nach Ihnen rufen." Nachdem die beiden Frauen das Zimmer verlassen hatten, setzte er sich zu Häupten des Bettes, faßte die Hände der Leidenden und sagte mit schmeichelnder Stimme: „So, meine liebe Mutter, jetzt magst du dein Herz erleichtern. Deine Worte finden eine gleichgestimmte, dir ergebene Seele."

Ein Lächeln verschönte die Gesichtszüge der kranken Frau, und sie begann mit matter, aber sicherer Stimme: „Du weißt, mein theueres Kind, daß ich keine Tochter dieses Landes bin — o wie gern hätte ich mein müdes Haupt an den Ufern des schönen, mächtigen Rhein-Stromes zur ewigen Ruhe gelegt! Gelobe mir, die Stätten aufzusuchen, wo ich die Tage meiner frohen Kindheit verlebte."

„O meine Mutter," rief Alfred, „ich will mit pietätsvollem Gefühle jenes schöne Land durchwandeln! Vielleicht gründe ich mir ein Heim dort, wo deine Wiege stand."

„Es wird dich nicht gereuen, liebes Kind! Schloß Treuenburg wird ohnehin in den Besitz deines Bruders Richard übergehen . . . Ach, warum kam er nicht an mein Sterbelager! . . . Wenn du an den Rhein gehst, so erfüllst du den letzten Wunsch deiner auf immer scheidenden Mutter. Schloß Hohenahr ist nach meines

Bruders Tode in den Besitz des Grafen Lilienfeld übergegangen, dessen Gattin, meine theuere Jugendfreundin, nun allein das große Vermögen verwaltet, da Graf Lilienfeld vor zwei Jahren gestorben ist. Du erinnerst dich wohl — du warst damals ein Knabe von vierzehn Jahren — daß wir die Gastfreundschaft der Familie von Lilienfeld fast einen Monat hindurch in Anspruch nahmen, als mächtige Sehnsucht mich trieb, noch ein Mal die Fluren meiner Heimath zu schauen?"

„Gewiß erinnere ich mich, wie ich mit der kleinen Edith im Parke spielte, der sich vom Schlosse herab bis zum Rheine hinzieht."

„Eben von Edith wollte ich sprechen," sagte die Kranke. „Die Comtesse wird zur Jungfrau heranblühen; umgeben von Glanz und Reichthum, bedarf sie des Schutzes. Ich fürchte, daß die Gräfin Lilienfeld nur zu nachsichtig gegen ihr einziges Kind sein wird; ihre allzu große Nachgiebigkeit und Zärtlichkeit dürfte nicht eben den besten Grundstein zum künftigen Glücke der guten Edith legen. Es war ein Wunsch der Gräfin, der auch meinerseits freudigen Anklang fand, daß dereinst die beiden Häuser Treuenburg und Lilienfeld durch eine Heirath verbunden würden. Die Erfüllung dieses Sehnens steht in Gottes Hand. Wenn ich wünsche, du mögest dich in der Gegend von Hohenahr niederlassen, wenn du einst Mann geworden, so will ich dies nicht mit der Verwirklichung jenes Wunsches in Zusammenhang bringen. Der

Bund zweier Seelen soll nur durch freie Wahl zur Wirklichkeit werden. Zwang entwürdigt, Liebe adelt. ... Ziehe hin und wache über Edith, die ich wie mein eigen Kind liebe ... ist sie doch die Tochter meiner Freundin!"

„Liebe Mutter, dein Wunsch soll mir theuer sein. Nach Beendigung meiner Studien will ich reisen — ein unnennbarer Drang treibt mich hinaus in die weite Welt. Später ziehe ich in die Nähe von Hohenahr — ich werde Edith schützen, deß sei gewiß. Habe Dank, daß du mir deinen Wunsch nicht als drückende Fessel auferlegst."

„Dann kann ich ruhig sterben," flüsterte die Kranke. „Deinem Bruder Richard sage, daß ich in zärtlicher Liebe seiner gedachte. Er konnte wohl nicht ahnen, daß seine Mutter sobald Abschied nehmen werde von dieser Welt, sonst wäre er gewiß ..."

„Was ist dir, Mutter, um Gottes willen sprich!" rief Alfred in namenloser Angst, da die Kranke nicht mehr im Stande war, das Wort über die farblosen Lippen zu bringen.

Da trat der alte Graf in das Gemach. Er bemerkte sogleich, daß die letzte Stunde seines geliebten Weibes geschlagen. Er beugte sich über das Antlitz der Sterbenden, indeß große Thränen aus seinen Augen niederträufelten auf die bleichen Wangen der Verscheidenden. Sie schlug mühsam die Augen auf, sie blickte in das Gesicht des Mannes, den sie mehr geliebt hatte, als Eltern und Heimath.

„Es kam so rasch," hauchte sie; „ich wollte dir noch danken . . . für deine Liebe . . . für deine Hingebung . . . Leb' wohl!"

Ein edeles Frauenherz hatte ausgeschlagen — ein treues Mutterauge für immer sich geschlossen.

Mit den Tröstungen unserer heiligen Religion war die Kranke schon am Morgen versehen worden.

In dem nahen Dorfe ertönte das Glöcklein zum Ave Maria — es war zugleich das Sterbegeläute für die Dahingeschiedene.

2.

Vor wenigen Jahren noch stand in der Luisenstraße zu Berlin ein breites, einstöckiges Haus, das heute der Baulust zum Opfer gefallen, um ebenbürtig in der stattlichen Reihe moderner Gebäude zu stehen. Das Häuschen, denn nur ein solches konnte es im Vergleich zu den andern Baulichkeiten genannt werden, sah äußerlich recht armselig aus. Die vielen Sprünge in der Wand, die farblosen Jalousieen, welche lose und altersschwach in den Angeln hingen, die wurmstichige Thüre — alles deutete darauf hin, daß der Eigenthümer keine Verbesserungen mehr vornehmen ließ, weil er den Bauplatz zur Aufführung eines Zinshauses zu benützen gedachte.

An das Haus schloß sich ein großer Garten, der in Anbetracht der Umstände in gleichfalls vernachläs-

sigtem Zustande blieb. Die Wege waren ungepflegt, das große Marmorbecken wasserleer; die Steinfiguren, welche einst die Zierde desselben bildeten, lagen mit abgeschlagenen Köpfen oder Gliedmaßen in den wild umher wuchernden Gebüschen. Nur dem in der Mitte des Bassins auf einem Delphin sitzenden griechischen Sänger hatte der Zahn der Zeit seine Spuren noch nicht aufgeprägt.

Einen angenehmen Gegensatz zu all' dieser Verwüstung und Zerstörung bildete ein kleines freundliches Plätzchen. Es war dies eine von Dornhecken dicht umgebene Laube, an welche einzelne wohlgepflegte Blumenbeete sich schlossen, die mit ihren rothen und weißen Rosen, bescheidenen Reseden und Heliotropen süßen Duft ausströmten. Eine zarte Frauenhand hatte diese Blumen gepflegt; dieselbe Hand hatte an die morschen Latten der Laube eine Menge Bindfaden befestigt, an denen Schlingpflanzen sich emporringelten und den Strahlen der Sonne den Eingang wehrten. Die Schöpferin dieses kleinen Paradieses saß in der Laube und nähte emsig an einem Röckchen für den kleinen Jungen, der draußen im Garten den Schmetterlingen nachjagte, oder sich auf den Rücken des Delphins setzte, den marmornen „Meister der Töne" mit den kleinen Armen umfassend und hopp, hopp rufend.

Die Dame in der Laube nähte indeß emsig weiter. Ihre zarten Hände zeigten deutliche Spuren fleißiger Arbeit. Von Zeit zu Zeit nur hielt sie inne, um einen tiefen Athemzug zu thun, dabei die Hand auf die Brust

legend, als wollte sie den dumpfen Schmerz darin mildern. Wie schön sie war, die Leidende! Das bleiche Angesicht mit dem Gepräge eines körperlichen und zugleich auch eines tiefen Seelenleidens, war umrahmt von einer Fülle blonder Locken, die lose um Hals und Nacken hingen; der kleine Mund zeigte jenen stillen Zug des Schmerzes, welcher uns sagt: hier bleibt die Klage stumm, sie darf nur den Weg zum gequälten Herzen zurückgehen.

Doch wie ein Strahl milder Verklärung zog es über dies kranke Antlitz, als der kleine Delphinreiter plötzlich vor dem Ausgange der Laube erschien und rief: „Mama, ein großer Mann kommt!“ Dann eilte er einem Herrn entgegen, der suchend umherblickte.

Der Fremde war ein Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren, in eleganter Tracht und mit den Bewegungen des Weltmannes, der in den Kreisen der hohen Gesellschaft eben so sicher auftritt wie in der Sphäre seiner täglichen Umgebung.

„Was willst du?“ fragte, vor ihm stehen bleibend, der kleine Knabe, die Hände in die Taschen seines Höschens steckend und ihn fast herausfordernd anblickend.

Der Eindruck, den das Auftreten des kühnen Fragers auf den Fremden machte, war ein erheiternder; er lächelte daher, als er sagte: „Mit deinem Papa will ich sprechen.“

„Papa ist nicht zu Hause, er ist weit fortgereist,“ entgegnete der Junge.

„Nun, so führe mich zu deiner Mama.“

„Ja, aber du darfst ihr nichts zu Leide thun," bat der Kleine; „sie ist heute krank." Er hatte diese Worte mit dem der Unschuld eigenen treuherzigen Tone gesprochen, so daß der Fremde ihn zu sich emporzog und herzhaft küßte.

Die Dame in der Laube hatte dies mit stillem Vergnügen gesehen. Welche Mutter freute sich ihres Lieblings nicht? Dies Gefühl verklärte auch ihr leidendes Angesicht, und mit freundlichem Lächeln erhob sie sich, als der Fremde mit dem Knaben auf dem Arm der Laube zuschritt.

Er stellte, als er der Dame ansichtig ward, den Jungen sorgsam zur Erde, nahm den Hut ab und sagte: „Verzeihung, meine Gnädige, daß ich störend in diese idyllische Zurückgezogenheit trete, deren Vorhandensein man in dem Gewirre der Straße nicht ahnt. Ich bin Doctor der Medicin, Alfred Bürger, und suche, um dem Krankenhause nahe zu sein, eine Wohnung in dieser Straße. Da ich nun eben auf dem Anschlagezettel am Hausthore las, daß eine solche in diesem Hause zu beziehen sei, trat ich ein. Ich begegnete dem kleinen Ritter da . . ."

„Mama," rief der Kleine, „der Herr ist ein Doctor! Ah, dann mußt du hier bleiben," wandte er sich an Herrn Bürger. „Onkel Max braucht dann nicht immer so weit zu gehen, wenn die liebe Mama krank wird."

„Richard," sagte die Dame verweisend, indem die Röthe der Verlegenheit sich auf ihre Wangen stahl,

„sagte ich dir nicht oft genug, daß du nicht vorlaut sein darfst?“

„Lassen Sie ihn doch, gnädige Frau,“ erwiderte lächelnd der Doctor, dem das frische Wesen des Knaben wohlgefiel; „ich liebe die Kinder, die mit dem vollen Unschuldsblicke in die Gotteswelt schauen und das Herz auf der Zunge haben. Der kleine Springinsfeld ist ja wahrhaftig ein ganzer Ritter ohne Furcht und Tadel!“

Die Dame küßte den Knaben auf die rosigen Wangen und sprach dann: „Verzeihen Sie, Herr Doctor; ich lud Sie ja noch nicht einmal ein, Platz zu nehmen.“ Dabei wies sie mit der Hand auf die einfache Bank und fuhr fort: „Sie werden wohl die Ankunft meines Bruders abwarten müssen, der in Abwesenheit des Hausherrn seit den wenigen Jahren unseres Hierseins dessen Functionen versieht und mit aller Vollmacht ausgerüstet ist. Die wenigen Augenblicke nehmen Sie mit uns fürlieb.“

Doctor Bürger setzte sich. Er blickte mit sichtlichem Wohlgefallen auf Mutter und Kind. „Sie thun gut,“ sagte er, „die frische Gartenluft zu genießen, und auch für den Knaben ist dies ein wahres Glück. Ich begreife nicht, daß der Eigenthümer den Garten so verwildern, das Haus so zur Ruine werden läßt.“

„Der Besitzer,“ entgegnete die Dame, „ein reicher Geschäftsmann, will an Stelle des Hauses und mit Benutzung des Gartens als Bauplatz im kommenden

Jahre ein Zinsgebäude aufführen. Er hat viele Häuser und wohnt in der Friedrichsstraße."

„Und athmet dort den Staub der Straße ein," meinte Bürger, „anstatt sich hier ein kleines Idyll zu gründen. O, diese poesielosen Krämerseelen, was ist ihnen die Wohlthat des Reichthums! Doch da kommt ein Herr."

In der That näherte sich ein junger Mann, der vielleicht kaum zwei Jahre jünger als Doctor Bürger sein mochte. Sein Aeußeres war einnehmend; auf den ersten Blick konnte man in ihm den Bruder der Dame erkennen, nur daß dem energievollen Gesichte der Zug körperlichen Leidens nicht anhaftete. Der kleine Richard war dem Kommenden entgegen geeilt und rief: „Onkel Max, ein großer Doctor ist da; er will bei uns wohnen!"

Bürger trat aus der Laube, um den Ankommenden zu begrüßen. Er nannte seinen Namen und den Zweck seines Hierseins. „Ich heiße Woldorf," sprach der junge Mann, sich höflich verbeugend, „und stehe gern zu Diensten. Wenn es beliebt, können Sie gleich die Wohnung einsehen."

„Wenn ich nicht störe," entgegnete Bürger, „würde ich die Angelegenheit sehr gern erledigt sehen."

„Sie stören auf keinen Fall," sagte Woldorf verbindlich; „ich habe nun ein Mal die Stelle eines Haus-Inspectors ohne Gehalt übernommen, komme also auch meinen Verpflichtungen nach."

Bürger verneigte sich gegen die Dame und schritt mit Woldorf dem Hause zu. Nachdem Beide die nur aus drei Zimmern bestehende Wohnung besichtigt hatten, sagte der Doctor: „Ich nehme die Wohnung schon aus dem Grunde, weil der Garten da ist, den zu benutzen ich wohl die Erlaubniß erhalten werde.“

„Gewiß,“ bestätigte Woldorf, „ich bitte, bemühen Sie sich nur in mein Zimmer, damit wir den geschäftlichen Theil durch Ausfertigung der Contracte erledigen.“

Woldorf führte den Doctor zu seinem Zimmer und bat ihn, einzutreten.

Unwillkürlich bemächtigte sich des neuen Miethers die Frage, warum die junge Dame bei ihrem Bruder wohne. „Papa ist weit fortgereist,“ hatte der kleine Richard gesagt; sollte das in der Kindersprache „gestorben“ heißen? Also Wittwe! So jung, so schön, so einsam. Da fiel ihm ein Bild in die Augen, das gerade über Woldorf's Schreibtisch hing. Während dieser sich mit der Ausfertigung der Contracte zu thun machte, betrachtete Bürger das Gemälde. Es stellte die junge Dame dar. Doch wie ganz anders blickte sie aus dem breiten Goldrahmen auf den Beschauer! Im vollen Glanze der Schönheit und des Glückes, das die Jugend gewährt. Welches Leid hatte die Rosen dieser frischen Wangen geknickt? Welches Weh hatte diese schönen Augen so oft mit Thränen gefüllt, daß ihr Glanz fast erloschen war? Und sie war doch noch so jung!

„Herr Doctor,“ unterbrach Woldorf seine Betrachtungen, „haben Sie auch in Erwägung gezogen, ob das

kleine Zimmer zum Empfange der Patienten genügen wird?“

„Da bin ich Ihnen eine kleine Aufklärung schuldig, Herr Woldorf,“ meinte lächelnd der Doctor. „Ich bin Arzt aus Idealismus, aus Liebe zur Wissenschaft, zur leidenden Menschheit, der ich meine schwachen Kräfte widme — ich lebe nicht von meinen Patienten. Mein Vermögen erlaubt mir, durch den bloßen Dank desjenigen, dem ich zu helfen so glücklich war, befriedigt zu sein. Ich bin Armendoctor im großen Krankenhause und beabsichtige, hier ganz zurückgezogen zu leben, um mit den in der Luisenstraße wohnenden Aerzten nicht in einen unliebsamen Concurrenzkampf zu gerathen. Ich habe also mit den drei Zimmern für mich und meinen Diener genug.“

Woldorf hatte den Worten mit steigendem Interesse gelauscht. Als Bürger schwieg, sagte er: „Verzeihen Sie mir, daß ich durch meine voreilige Frage Sie zum Preisgeben Ihres Geheimnisses veranlaßte. Doch anderseits danke ich Ihnen für diese Mittheilung. Ich muß wirklich den idealen Flug Ihrer Seele bewundern. Die Thatsache, daß es noch Menschen gibt, die sich ohne Eigennutz, ohne Aussicht auf Gewinn dem Wohle der Menschen weihen, ist milder Balsam für mein Herz, das an dem Vorhandensein wahren Edelmuthes fast verzweifelte.“ Er drückte dem Doctor herzlich die Hand und fragte gerührt: „Darf ich eine Bitte wagen?“

„O gewiß," entgegnete der Arzt; „wenn es in meinen Kräften steht, dieselbe zu erfüllen, soll es gern geschehen."

„Nun, Herr Doctor," sagte Woldorf, ermuthigt durch das freundliche Entgegenkommen des Fremden. „Sie haben meine Schwester gesehen, mit ihr gesprochen. Der Blick des Arztes hat das Uebel gewiß erkannt, das an dem Leben dieses so zart besaiteten Wesens nagt. O, Sie glauben nicht, wie weh mir jeder ihrer Athemzüge thut! Es ist eine Brustkrankheit, ich weiß es — unheilbar! Doch, da Sie nun in unserm Hause wohnen werden, lassen Sie wohl der mit so viel Ergebung Leidenden Ihre ärztliche Hülfe angedeihen?"

Eben wollte Bürger erklären, daß er alles aufbieten werde, um das körperliche Leiden der Kranken wenigstens zu mildern, als der kleine Richard mit seiner Mutter eintrat.

Woldorf's Miene hatte sogleich einen heitern Ausdruck angenommen, und er rief der Eintretenden zu: „Nun, Rosa, ich stelle dir in Herrn Doctor Bürger unsern Nachbar vor, der, wenn du seiner Kunst bedarfst, dir gern hülfreich an die Hand gehen wird."

Rosa lächelte und sagte: „Mit meinem innigsten Danke spreche ich zugleich die Hoffnung aus, den Herrn Doctor nicht allzu oft belästigen zu müssen. An meinem Richard aber werden Sie einen großen Friedensstörer haben — er hat schon eine glühende Zuneigung zu

Ihnen gefaßt und mich mit einer Fluth von nicht zu beantwortenden Fragen überschüttet."

„Das freut mich, mein Junge," sagte Bürger vergnügt lächelnd; „wir wollen gute Freundschaft halten. Jetzt aber muß ich zu meinen Pflegebefohlenen in's Hospital eilen. Heute Nachmittag werde ich durch meinen Diener alles in Ordnung bringen lassen, um meine Residenz bei Zeiten beziehen zu können. Adieu!"

Er verbeugte sich höflich und ließ die Geschwister allein.

3.

Doctor Bürger hatte seit einigen Wochen seine neue Wohnung inne. Wenn er des Abends nach Erfüllung seiner Pflichten nach Hause eilte, dann pflegte er gewöhnlich die Zeit bis zum Schlafengehen bei dem ihm so lieb gewordenen Geschwisterpaare zuzubringen. Es konnte bei der Charakterrichtung der beiden jungen Männer kaum anders sein, als daß ein inniges Freundschaftsbündniß sich entwickelte. Rosa bemerkte mit Rührung und Dankbarkeit, daß der junge Mann ihren Krankheitszustand mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete und sich auch angelegentlichst mit ihrem Sohne beschäftigte. Wohl regte sich in dem Doctor manchmal die Neugierde, etwas Näheres über die Verhältnisse der Geschwister zu erfahren; doch da Woldorf dieselben

niemals berührte, unterließ er jede Nachfrage. Bald genug sollte er alles erfahren.

Eines Tages saß der Doctor an seinem Schreibtische und blätterte in den neuesten Nummern seiner medicinischen Journale. Da plötzlich stürzte der kleine Richard in das Zimmer und rief: „Onkel Doctor, Mama ist sehr krank!“ Bürger erschrack, denn gerade in der letzten Zeit hatte er mit Befriedigung einige Erleichterung in dem Zustande der Kranken wahrgenommen; er eilte, um schleunigst Hülfe zu bringen. Welch ein Anblick bot sich ihm dar! Auf dem Sopha lag Rosa's leblose Gestalt, mit Blut überströmt. Ihr Antlitz war bleich, als hätte der Todesengel sie berührt. Ein heftiger Blutsturz war eingetreten. „Bringen Sie Ihre Herrin zu Bette,“ rief der Arzt der schreckensbleichen Dienerin zu und kehrte in sein Zimmer zurück, um aus seiner Hausapotheke die nöthigen Arzneien zu holen.

Als er wieder kam, lag Rosa bereits zu Bette. Er bemühte sich, die Bewußtlose in's Leben zu rufen. Der weinende Richard reichte ihm einen mit Blut befleckten Brief und sagte: „Onkel Doctor, das ist der Brief, den Mama las. Auf ein Mal schrie sie laut auf, und das Blut kam ihr aus dem Munde.“ Bürger hatte nur einen Blick auf das Papier, auf die Unterschrift geworfen und erblaßte.

Der Brief war mit einer Grafenkrone geziert und trug die Unterschrift: Richard Treuenburg.

„Lege das Blatt auf den Schreibtisch, liebes Kind,“ sagte der Doctor, „Onkel Max wird es schon aufbewahren.“

Jetzt öffnete Rosa die Augen. „Lieber Doctor,“ sprach sie mit sichtlicher Anstrengung, „warum haben Sie mich nicht sterben lassen? Warum mich einem Leben voller Qualen erhalten?“ Und heiße Thränen strömten über ihre bleichen Wangen.

„Es war mir eine heilige Pflicht, Sie Ihrem Kinde, Ihrem Bruder — uns Allen zu erhalten,“ sagte Bürger sanft. „Nun aber bitte ich Sie, sich ganz ruhig zu verhalten; das Sprechen würde Ihren Zustand verschlimmern.“

Endlich kam auch Woldorf. Als er, von bangen Ahnungen erfüllt, sachte an das Krankenlager seiner geliebten Schwester trat und schreckensbleich dastand, verschönte ein liebliches Lächeln das blasse Antlitz Rosa's. Sein tiefes Mitgefühl drückte er in einem innigen Kusse auf die Stirne seiner Schwester aus. Dem Doctor reichte er stumm die Hand.

„Sie fühlte sich doch so wohl in letzter Zeit,“ sagte er leise; „es muß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein!“ Bürger deutete nach dem Schreibtische. Woldorf ergriff hastig den Brief und schon nach dem ersten Blick darauf verrieth sein Antlitz die Erregung, welche sich seiner Seele bemächtigte.

„O, dieser Elende!“ sagte er leise mit dem Ausdrucke der Verachtung und verbarg das verhängnißvolle Blatt in seiner Brusttasche.

Indessen war die Kranke eingeschlummert. „Der Schlaf wird ihr wohlthun," meinte der Doctor. „Wir wollen sie unter der Obhut der Dienerin lassen. Kommen Sie, lieber Woldorf, nehmen Sie auf eine Stunde mit meiner Behausung fürlieb. Du, Richard, geh' in den Garten und reite auf dem Delphin; wir dürfen die Mama nicht wecken."

Nachdem der Arzt noch der Dienerin den Auftrag ertheilt hatte, auf jeden Athemzug der Kranken zu achten, verließen die beiden Männer das Gemach.

Erschöpft von den empfangenen Eindrücken, ließ sich Woldorf in Bürger's Wohnung auf einen Stuhl nieder. „Doctor," sagte er dumpf, „sprechen Sie als Freund zu mir; sagen Sie mir die Wahrheit, und wenn auch jedes Wort ein Pfeil für mein armes Herz wäre. Wird meine Schwester diesen Ausbruch ihrer Krankheit überleben?"

„Meine Erfahrung," entgegnete Bürger ernst, „wenn sich dieselbe auch nicht auf eine lange Reihe von Jahren stützt, sagt mir, daß Ihre Schwester wahrscheinlich bald, doch schmerzlos verscheiden wird."

„Schmerzlos," wiederholte Woldorf, „schmerzlos, — auch das ist ein Trost!"

„Zur Beruhigung," fuhr der Doctor fort, „werde ich heute noch einige bewährte Aerzte zu einer Consultation beiziehen. Sie, mein lieber Freund, werden trachten müssen, Ihre Familien-Angelegenheiten zu ordnen, in so weit sich dieselben auf die arme Kranke beziehen. So weit ich Ihnen helfen kann, stehe ich gern zu Diensten."

„Dank, tausend Dank, Sie edeler, großherziger Mann!“ rief Woldorf in schmerzlicher Begeisterung. „Doch das eben ist ein wunder Punkt. Eine alte, uralte Geschichte, — ach, daß sie sich im Leben immer wiederholt! So hören Sie denn, edeler Freund; ich will mir durch Erzählung dieser Geschichte Rath bei Ihnen erholen.“

„Ich und meine Schwester Rosa, wir sind die Kinder eines königlichen Beamten, welcher die Tochter eines angesehenen, edeln Hauses aus der Mark Brandenburg heimführte. Unsere Mutter opferte Namen und Reichthum und folgte dem Manne, an dessen Seite sie Jahre stillen Familienglückes zubrachte. Sie ruht schon lange im Frieden. Mein Vater lebte nach dem Tode der guten Frau in stiller Zurückgezogenheit nur der Erziehung seiner Kinder, und sein ganzes Bestreben ging dahin, uns, wenn er sein müdes Haupt zur Ruhe legen würde, nicht mittellos zurückzulassen. Als ich das Gymnasium zu Potsdam absolvirt hatte und Rosa eine blühende Jungfrau geworden war — da schloß der wackere Mann die Augen für immer. Er hinterließ uns ein kleines Capital, das uns vor Noth sicherte. Ich zog mit Rosa nach Berlin, wir mietheten uns in diesem Hause ein und lebten glücklich — du lieber Gott, wir liebten uns und theilten Leid und Freud'. Ich besuchte die Universität, ertheilte Privatlectionen, und meine engelsgute Schwester gab Clavier-Unterricht, um mich nicht allein alle Lasten tragen zu lassen. Wir waren also nicht nur vor Noth gesichert, auch die

Sorge blieb uns ein fremder Gast. Da trat ein schrecklicher Wendepunkt ein.

„Eines Tages bezog ein stattlicher Reiteroffizier diese Wohnung, in der ich Ihnen jetzt die Leidensgeschichte meiner Schwester erzähle. Er nannte sich Richard Graf Treuenburg und hatte Rosa, wie ich leider zu spät erfuhr, in einem vornehmen Hause gesehen, wo sie Clavier-Unterricht ertheilte. Obwohl mir der Umstand, daß ein junger, reicher Offizier von altem Adel in einem unansehnlichen Hause der Vorstadt eine Wohnung bezog, einige Bedenken einflößte, so tröstete mich doch anderseits die Art und Weise seines Auftretens. Er nahm von uns kaum Notiz. Ich ahnte nicht, daß er im Stillen seine Schlingen legte, daß Rosa des Grafen Opfer wurde.

„Wenn mir auch nach einiger Zeit ihr Wesen verändert erschien, sie wußte meine darüber geäußerten Besorgnisse stets zu verscheuchen. Die Unglückliche! Der Niederträchtige hatte sie auch zur Lügnerin gegen ihren Bruder gemacht. Ich glaubte; ich hielt meine Schwester nicht für fähig, eine Unwahrheit zu sagen, und konnte um so weniger an Rosa's Aufrichtigkeit zweifeln, als ich den Grafen nie mit meiner Schwester hatte sprechen sehen, da ich in Folge meines Berufes den größten Theil des Tages außer dem Hause zubrachte. Als aber die geschwätzigen Zungen der Nachbarschaft sich zu regen begannen und ich einmal eine bedenkliche Aeußerung hörte, da reifte in mir der Entschluß, mit

meiner Schwester das Haus zu verlassen, nicht ohne dem Grafen meine Besorgnisse und das Gerede der Nachbaren vorzuhalten. »Mein lieber Herr Woldorf,« sagte der Graf, »es thut mir wahrhaftig leid, Sie unschuldiger Weise beunruhigt zu haben. Ihren Vorsatz, das Haus zu verlassen, brauchen Sie deshalb nicht auszuführen, da ich eben gestern von meiner Versetzung zu einem rheinischen Cavalerie-Regimente benachrichtigt wurde.« Durch die erheuchelte Ruhe, mit welcher der Schurke diese Worte sprach, gelang es ihm, meine Besorgnisse zu beschwichtigen.

Der Offizier reiste ab, ohne daß Rosa deshalb Trauer gezeigt hätte. Dies beruhigte mich vollends. Freilich konnte ich die vielen Thränen nicht sehen, die sie des Nachts weinte. Ihre anscheinende Ruhe verdeckte nur mühsam die bitterste Reue über ihren schweren Fehltritt, die Erkenntniß, daß sie aus wahnsinniger Liebe gottvergessen ihre Ehre dahingegeben hatte. Endlich aber mußte sie mir doch ihr Geheimniß entdecken — — — Sie verstehen mich! Der Schmerz machte mich fast wahnsinnig; ich wollte mir um jeden Preis das nöthige Reisegeld verschaffen, um nach Koblenz zu eilen und den Elenden zur Rechenschaft zu ziehen. Doch Rosa zeigte mir des Grafen Brief, in welchem er seiner unverbrüchlichen Treue sie versicherte und erklärte, sie nur aus dem Grunde jetzt noch nicht zum Altare führen zu können, weil sein noch lebender Vater ihn eher enterben, als in eine Heirath mit einem Mädchen aus bürgerlichem Stande willigen würde.

„Was konnte ich da thun? Ich mußte all' diese Bitterkeit über mich ergehen lassen, wenn mir auch das Herz zu zerspringen drohte. Rosa hoffte, der von ihr abgöttisch geliebte Mann würde sein Wort halten, und diese Hoffnung blieb etliche Jahre so mächtig, daß sie all' das Leid überwand, welches ihr Herz erfüllte.

„Doch endlich zerrann auch diese Hoffnung. Der alte Graf Treuenburg starb. Ich unternahm es nun, nach Verlauf einiger Zeit, den jungen Grafen Richard aufmerksam darauf zu machen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, sein verpfändetes Wort als Mann von Ehre einzulösen. Er schrieb mir, daß er aus gewichtigen Gründen, die sich auf einen Hauptpunkt des von seinem Vater hinterlassenen Testamentes stützten, auf das Glück verzichten müsse, Rosa seine Gemahlin zu nennen; doch werde er für ihren Unterhalt stets Sorge tragen. Ich erhielt diesen Brief erst vor einigen Tagen; heute hatte ich leider vergessen, meine Schreibtischlade abzusperren, und Rosa, wahrscheinlich etwas suchend, fand in den wenigen Zeilen Aufschluß über ihre Zukunft. Die Krankheit, welche schon seit einigen Jahren an ihr zehrte, ist nun zum vollen Ausbruch gekommen. Doch ich schwöre es: wenn sie stirbt, soll es mein Lebenszweck werden, Rache an dem Betrüger zu nehmen!"

Woldorf blickte finster zur Erde, seine Brust wogte stürmisch.

„Ihre Mittheilung, Herr Woldorf," sprach Bürger bewegt, „hat mich tief ergriffen. In Berücksichtigung der traurigen Wahrheit, daß Ihre unglückliche Schwester

am Rande des Grabes steht, muß rasch gehandelt werden. Ich hoffe, einen günstigen Ausweg zu finden, wenn Sie sich mir vollkommen anvertrauen."

„Was Sie unternehmen, kann nur einer edeln Absicht entspringen," erwiderte Woldorf. „Ich lege mein Lebensglück in Ihre Hand. Ich muß bekennen, daß der Schmerz mich betäubt und rathlos gemacht hat."

Da kam die Dienerin mit der Meldung herein, daß die Kranke erwacht sei. Als die beiden Männer in ihr Zimmer traten, versuchte Rosa zu lächeln und sagte mit schwacher Stimme: „Vergib, lieber Max, daß ich dich so erschreckt habe. Es wird ja besser werden, nicht wahr, Herr Doctor? Ich fühle mich durch den Schlummer schon gestärkt."

„Gewiß wird es besser werden," tröstete Bürger; „doch Sie selbst müssen auch den Arzt unterstützen und so wenig als möglich sprechen. Und nun erlauben Sie, daß ich mich entferne, um auch nach meinen Armen im Hospitale zu sehen."

4.

Der anbrechende Morgen verkündete einen der schönsten Tage. Die Sonne begann eben ihr kosendes Spiel mit den Blumen, die Rosa's Fenster zierten, als die Kranke gestärkt aus ihrem Schlafe erwachte. Ein Strahl innern Glücks verklärte ihr blasses

Antlitz, als sie auf den in einem Gitterbettchen schlummernden Knaben blickte. Dann sprach sie leise ein inniges Gebet und flehte um Gottes Segen für den kleinen Richard. Thränen füllten ihre Augen, und endlich entschlummerte sie wieder.

Als sie erwachte, stand der Doctor vor ihrem Bette.

„Ich konnte es nicht unterlassen," begann er, „heute der Erste zu sein, der Ihnen einen guten Morgen wünscht. Bei dieser Gelegenheit habe ich mit Vergnügen beobachtet, daß Sie sich eines erquickenden Schlummers erfreuten. Also herzlich guten Morgen!"

„Ich danke, lieber Herr Doctor," sprach Rosa lächelnd. „Sie sind so gut, Sie gehen mit Ihrer Patientin ganz anders um, als die gestrengen Herren Aerzte, die Sie gestern hierher brachten und die hinter ihren dicken Brillengläsern so gleichgültig, so theilnamlos hervorblickten. Ich kann Ihnen nicht genug für die Aufmerksamkeit danken, mit der Sie mich behandeln."

„Nicht wahr, das ist ein Golddoctorchen?" sagte Max, aus seinem Zimmer hervortretend und seiner Schwester die Hand zum Morgengruße reichend. „Wir können ihm nicht genug danken, daß es ihm eingefallen ist, in dieser Ruine seine Wohnung zu nehmen."

„Meine lieben Freunde," unterbrach Bürger diese Dankesbezeugungen, „da wir eben beisammen sind, möchte ich ein Anliegen vorbringen, das ich auf dem Herzen habe. Es ist eine Angelegenheit, zu deren Besprechung ich eines günstigen Augenblickes bedarf, eines solchen, der unsere liebe Kranke kräftig genug erscheinen

läßt, mich ohne bedeutende Aufregung anzuhören. Fühlen Sie sich stark genug?"

„O, ich fühle mich so wohl, Herr Doctor; ich bin bereit, auch eine kleine Aufregung zu ertragen," entgegnete Rosa, indeß Max mit dem Ausdrucke der Spannung nach dem Doctor blickte.

„Nun, ich danke Ihnen für die Zusage," sagte Bürger; „sie gibt mir Muth, dessen ich um so mehr bedarf, als es gilt, wunde Stellen zu berühren. Vor allem, liebe Rosa — erlauben Sie mir, Sie als Schwester meines guten Freundes so zu nennen — vor allem muß ich darauf hinweisen, daß ich all' das Leid kenne, welches Sie betroffen hat. Was Sie gestern durch den unglückseligen Brief erfuhren, hat an Ihrem leiblichen und seelischen Leben zugleich gerüttelt. Sie wurden der Hoffnung beraubt, Ihrem Kinde den Namen seines Vaters zu geben, zugleich aber auch in eine schwere Krankheit gestürzt. Was dies anbelangt, stehen Sie, wie wir Alle, in Gottes Hand. Aber Jugend und Zufriedenheit sind zwei gute Aerzte; den letztern müssen wir für Sie zu gewinnen suchen. Sie sind geliebt von Ihrer Umgebung, Ihr Leben hat in der Erziehung des kleinen Richard ein edeles Ziel. Vergangenes müssen Sie zu vergessen trachten. Wenn Sie mir die Freude gönnen, so würde ich gern mein Scherflein zu Ihrem Glücke beitragen. Ich möchte dem Knaben jenen Namen geben, den man ihm bis jetzt verweigern muß, und das kann nur geschehen, wenn Sie Ihr künftiges Geschick mir anvertrauen. Legen Sie diese

kleine Hand in meine, für immer — ich würde durch die Vermählung mit Ihnen auch die Sünde eines Anderen sühnen können: denn ich bin Graf Alfred Treuenburg, Richard's Bruder. Ich biete Ihnen ein fühlendes Herz, das begeistert schlägt in dem Wunsche, so viel Leid vergessen zu machen."

Als der Doctor geendet hatte, herrschte eine tiefe Stille in dem Gemache. Woldorf hatte sich, von nicht zu bewältigender Rührung erfaßt, mit der Linken auf die Lehne eines Stuhles gestützt, indeß die Rechte bestrebt schien, die hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken.

Rosa blickte einige Augenblicke in Alfred's Antlitz, als wolle sie sich überzeugen, ob die Gestalt des edeln Mannes vor ihr kein Trugbild ihrer erhitzten Phantasie sei; dann, überwältigt von dem Gefühle unaussprechlichen Dankes, erfaßte sie seine Hand, drückte sie leise und blickte ihn im Uebermaße der Rührung mit thränenvollen Augen schweigend an.

Der Graf legte das Haupt der vor innerer Aufregung Erschöpften sanft in die Kissen. Woldorf trat nun herzu und sagte mit dem Tone aufrichtiger Bewunderung: „Herr Graf, verzeihen Sie, wenn ich meinen Gefühlen nicht den rechten Ausdruck zu verleihen vermag; doch lassen Sie mich meinen Dank mit den Worten aussprechen, daß Sie mir den Glauben an die Menschheit wiedergeben."

Da öffnete auch der kleine Richard die Augen. Erstaunt blickte er umher, seinen Morgengruß stam=

melnd. „Richard,“ sagte Rosa, „weißt du, daß dein Papa von der weiten Reise zurückgekehrt ist?“

„Wo ist er?“ rief der Knabe.

„Hier ist er,“ sagte der Graf, den Kleinen an sein Herz drückend. „Er wollte sich nur vorher überzeugen, ob du auch wirklich ein guter Junge geworden, darum kam er zuerst als Onkel Doctor; von nun an aber wirst du mich Papa nennen.“

Die kommenden vierzehn Tage hatten Glück und Schmerz im Gefolge. Graf Treuenburg beschleunigte in Anbetracht des Krankheitszustandes der armen Rosa die Verbindung durch Priesters Hand.

Rosa Woldorf war seine Frau geworden, die gequälte Seele hatte Frieden erlangt, die Freude am Leben war wieder in die kranke Brust gezogen. Doch auch Freuden können tödten. Nach Verlauf von weitern vierzehn Tagen geleiteten Alfred und Max, vereint in treuer Freundschaft, die Leiche Rosa's zur letzten Ruhestätte. Als die letzte Scholle auf den Sarg gefallen war und nur mehr die beiden Männer mit dem kleinen Richard an dem frisch aufgeworfenen Grabeshügel standen, da wandte sich Alfred an den im Schmerze niedergebeugten Woldorf.

„Reiche mir die Hand,“ sprach er mit bebender Stimme; „hier an diesem Grabe sei unser Freundschaftsbund befestigt. Du hast vor kurzer Zeit noch das Gefühl der Rache gegen den Grafen Treuenburg in deiner Brust genährt; vergiß jetzt allen Groll — denn Richard ist mein Bruder. Hier ruht die Gräfin

Treuenburg, hier steht der jüngste Sprosse des edeln Hauses. Dir ist Genüge gethan. Kannst du auch nicht vergessen, so trachte doch, zu verzeihen. Sollten deine Wege sich dereinst mit denen meines Bruders kreuzen, so denke daran, um was ich dich am Grabe deiner Schwester gebeten habe."

Woldorf war keines Wortes mächtig, er reichte dem Freunde stumm die Hand.

„Nun laß uns nach Hause gehen," sagte Alfred; „ich will wieder Armendoctor Bürger werden."

5.

Einen der schönsten Punkte des an landschaftlichen Reizen so reichen rechten Rheinufers bildet das Schloß Hohenahr. Der Reisende, der von Bingen gegen Koblenz fährt, läßt mit Entzücken seinen Blick auf den zahlreichen Burgruinen, bewaldeten Hügeln und stattlichen Dörfern weilen; doch auch das stolze Schloß bleibt nicht unbeachtet. Die nach dem Strome blickende Hauptfront desselben ist zwar ganz in modernem Stile erbaut, im Uebrigen aber zeigt es noch die gewaltigen Formen einer Burg aus längst entschwundener Zeit. Auf steiler Felswand erheben sich die starken Mauern des einstigen Bollwerkes mit einem noch gut erhaltenen Thurme.

Von der Hauptfront des Schlosses zieht sich ein wohlgepflegter Park mit schattigen Bäumen herab, fast

bis an das Ufer des Stromes. Unten im Thale beginnen, sich an den bewaldeten Berg lehnend, die ersten Häuserreihen des Dorfes Grumbach, das mit seinen behäbigen Häusern einen wohlthuenden Eindruck macht.

An den Südabhang des Berges gelehnt und überragt von dem stolzen Schlosse, steht die reizende Villa Hillesheim, nach ihrem Erbauer so genannt. Es wäre unmöglich, die Stilgattung derselben zu bestimmen. Baron Hillesheim kaufte den Platz von den Besitzern Hohenahrs und ließ dann das Gebäude nach seinem etwas absonderlichen Geschmacke aufführen. Die eine Hälfte bildet ein hohes, thurmartiges Haus, der andere Theil besteht nur aus dem Erdgeschoß und ist mit flachem Dache versehen, welches der Baron zu einem reizenden Gärtchen umwandelte. Man gelangt zu demselben sowohl von dem Thurme aus, als auch aus dem an die Villa sich schließenden Garten mittels einiger Marmorstufen, deren Geländer mit Blumenvasen geziert sind.

Das Hauptgebäude umgeben noch einzelne Baulichkeiten, wie Stallungen und Wagenremisen. Der Garten ist ein Muster seiner Art und zeigt deutlich, daß Herr von Hillesheim im Reiche der Pflanzen Bescheid weiß. So liegen sie friedlich neben einander — Schloß, Villa und Dorf — an der Landstraße, an dem Schienenwege, an dem mächtigen Strome.

Eines Tages im Spätsommer schritt ein junger Mann die Landstraße entlang und durchwanderte das Dorf. Als er dessen letzte Häuser im Rücken hatte, blieb

er stehen und betrachtete mit sichtlichem Wohlbehagen das herrliche Landschaftsbild: zur Rechten das Schloß, vor sich die Villa, darüber hinaus der Strom, dessen Gemurmel nur leise an sein Ohr drang, als erzählten die Wogen sich Märchen aus entschwundener Zeit von edeln Recken und kühnen Kämpfen.

Er hatte den breitkrämpigen Hut abgenommen und ließ sich vom Windeshauche die erhitzte Stirne fächeln. Von der Landstraße her ertönte Pferdegetrappel. Er blickte nach der Richtung und gewahrte einen Trupp Reiter, die im Galopp die Straße daherkamen, voran eine junge Dame, deren dunkele Locken, im Winde flatternd, unter dem mit einem blauen Schleier gezierten Hute hervorquollen. Sie kam näher. Er vernahm das Schnauben des ermüdeten Rosses, dem der Schaum über die Lefzen strömte; er bemerkte das funkelnde Auge der schönen Reiterin, die dem Pferde ein aufmunterndes „Hopp, Elsa, hopp!“ zurief, indeß drei junge Cavaliere vergeblich sich bemühten, die kühne Reiterin einzuholen. Sie brauste an dem einsamen Wanderer vorbei, nicht ohne ihr Auge nach ihm zu wenden, als erwarte sie einen Gruß; doch er stand unbeweglich, mit entblößtem Haupte und ließ auch die drei Herren vorüberreiten. Dann schritt er weiter.

„Soll das eine Folge moderner Erziehungsweise sein,“ murmelte er vor sich hin, „daß auch ein zartes Mädchen kein Mitleid mit einem abgehetzten Thiere empfindet?“

Indeß der Wanderer der Villa zuschritt, waren Reiterin und Reiter beim Schloßberge angelangt, und ließen die Pferde ausschnaufen. Die Dame, welche Siegerin im Rennen geblieben war, blickte stolz um sich.

„Nun?" sagte sie mit etwas ironischem Lächeln.

„Comtesse Edith," meinte einer der Cavaliere, ein stattlicher Reiteroffizier in der schönsten Blüthe des Mannesalters, „ich zweifelte nie an Ihrer Kunst und Kühnheit. Doch vergessen Sie bei Ihrem Siege nicht, auch Ihre brave Elsa in Erwägung zu ziehen."

„Sie haben Recht, Graf Treuenburg," sagte die Dame. „Das arme Thier ist sehr erhitzt. Ich bedauere in der That, das edele Pferd so entsetzlich gejagt zu haben."

Unterdessen ritten sie langsam den Kiesweg zum Schlosse hinan.

„Haben Sie den blonden Hünen auf der Landstraße bemerkt, gnädige Comtesse?" fragte einer der Cavaliere.

„Ja, ich sah ihn," lautete die Antwort, „wenn auch nur flüchtig. Aber doch glaubte ich in den Augen des unbeweglich dastehenden Fremden einen leisen Vorwurf zu lesen, daß ich meine arme Elsa so abhetzte."

Sie streichelte bei diesen Worten liebkosend den Hals des Thieres.

„Ha, ha," lachte Graf Treuenburg. „Comtesse sind doch gar zu leicht zur Reue zu bringen! Was kümmert uns denn der Wanderbursche auf der Straße?"

„Erlaube, Richard,“ warf ein anderer Cavalier ein, „wanderburschenmäßig sah der Mann nicht aus. Doch da sind wir ja am Ziele.“

Die Herren waren aus den Sätteln gesprungen und hatten die ermüdeten Thiere der Obhut herbeieilender Diener übergeben. Graf Treuenburg war der Comtesse beim Absteigen behülflich und reichte ihr den Arm. Dann schritten Alle die breiten Marmortreppen hinan in's Schloß.

Eben als die Reitergruppe im Schloßhofe angelangt war, trat der Wanderer in die Villa des Baron Hillesheim. Er überreichte dem Diener eine Karte und ließ sich anmelden. Wenige Minuten darauf stand er im Zimmer des Barons. Der alte Herr, dessen stramme Haltung auf den ersten Blick den ehemaligen Offizier erkennen ließ, empfing den Fremden mit zuvorkommender Freundlichkeit, und nachdem er ihn Platz zu nehmen ersucht hatte, fragte er nach dem Begehr des Besuchers.

„Vor allem, Herr Baron,“ sagte der Fremde, „muß ich Ihnen danken, daß Sie mir hier etwas auszuruhen erlauben; denn ich habe einen starken Marsch gemacht. Der Zweck meines Besuches gründet sich auf eine Ankündigung, die ich bei meinem Aufenthalte in Bingen in einem Tageblatte las: nämlich Villa Hillesheim bei Grumbach am Rheine in der Nähe des Schlosses Hohenahr sei zu verkaufen. Da nun Grumbach eben auf meiner Reiseroute lag, wollte ich auch die Villa besichtigen. Ich gestehe aufrichtig, daß das Gebäude, der Garten, Lage und Umgebung mich entzücken. Ich

erlaube mir daher, mich dem Eigenthümer vorzustellen, und wenn die innere Einrichtung der Villa meinen Zwecken entspricht und wir über den Preis einig werden, so wäre ich nicht abgeneigt, den Kauf abzuschließen."

„Nun, das trifft sich ja herrlich," meinte der Baron; „da ginge die Sache schneller, als ich zu hoffen wagte. Aber da Sie ermüdet sind, werden Sie wohl auch etwas Appetit mitgebracht haben. Wir wollen also vorerst bei einem frugalen Imbiß und einem Glase Wein etwas plaudern. Dann besehen wir uns die Räumlichkeiten meines Tusculums, auch den Garten sammt den Nebengebäuden."

Er klingelte, ertheilte dem erscheinenden Diener die nöthigen Aufträge, und als Doctor Bürger — so nannte sich der Angekommene — dankend ablehnen wollte, meinte der alte Herr lächelnd: „Aber, Herr Doctor, das ist meinerseits purer Egoismus; zuerst muß ich Sie für mich einnehmen, dann geht alles Andere viel leichter."

„Nun, dann acceptire ich," entgegnete Bürger; „denn Sie haben Recht, ich bringe einen tüchtigen Appetit mit."

Der Imbiß ward servirt, und der Doctor langte zu.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein," citirte jetzt Bürger, „ja, das ist ein schönes, aber auch ein wahres Lied! Wie herrlich ist's, diese schönen Landstriche zu Fuß zu durchwandern."

„Dann sind Sie wohl mit einer tüchtigen Dosis Poesie ausgerüstet,“ sagte der alte Herr heiter. „Menschen, die Villen zu kaufen im Stande sind, pflegen gewöhnlich nicht per pedes zu reisen, sondern betrachten sich vom Dampfschiffe oder von den Waggonfenstern des Eisenbahnzuges aus die Gegend.“

„Moderne Zeit, moderne Gefühle, — Hasten und Drängen, — Eile ohne Weile,“ erwiderte Bürger, das Glas leerend. „Genuß, edeln Genuß kann das nicht gewähren.“

„Darf ich fragen, woher Sie kommen,“ fragte der alte Herr, „da ich an Ihrem Rocke das Abzeichen des Medschidië-Ordens erblicke?“

„Weshalb nicht?“ entgegnete Bürger höflich. „Ich lebte vor zwei Jahren in Berlin und wirkte als Armendoctor in der Charité. Da brachen die Unruhen auf der Balcanhalbinsel aus, und da ich schon lange die Absicht hatte, die Merkwürdigkeiten dieser halbasiatischen Länder kennen zu lernen, mehr jedoch, weil ich mich in meiner Sphäre als Arzt nützlich machen wollte, trat ich in die türkische Armee ein und machte den Feldzug gegen die Serben, dann gegen die Russen mit. In einer Schlacht wurde ich bei Ausübung meines Berufes verwundet und auf diese Weise meinem Wirkungskreise entzogen. Ich ließ mich nach Triest bringen, um dort Heilung zu suchen. Nach meiner Genesung war der unmenschliche Krieg, aus welchem ich den Orden davontrug, beendet und ich wollte nun meinen Lieblingswunsch endlich ausführen, den Rhein entlang zu wandern und

mir irgendwo an den Ufern dieses herrlichen Stromes ein Plätzchen auszusuchen, das künftighin mein Heim sein sollte. Wenn es Ihnen nun gefällig ist, so beginnen wir wohl die Besichtigung der Villa."

„Ich stehe zu Diensten, Herr Doctor," sagte der Baron, indem er aufstand und nach dem Hute griff.

Nach einer halben Stunde waren beide Herren auf der Terrasse angelangt, und Bürger blickte mit sichtlichem Behagen nach dem stolzen Strome, an dessen Ufern eben ein Eisenbahnzug dahinbrauste.

„Oft schon," meinte lächelnd der Baron, „wenn ich hier auf der Plattform saß und in meiner Lectüre eine Pause machte, um mich an den landschaftlichen Reizen dieser Gegend zu ergötzen, dachte ich an Schiller's Gedicht: „Der Ring des Polycrates", aber über die beiden ersten Zeilen desselben kam ich nicht hinaus: Er stand auf seines Daches Zinnen und schaute mit vergnügtem Sinnen —"

„Wahrscheinlich theilen Sie dies Empfinden mit den Bewohnern Hohenahr's," sagte Bürger, auf den Scherz des alten Herrn eingehend. „Aber die Fortsetzung auszusprechen: »auf das beherrschte Grumbach hin«, haben nur die Bewohner des Schlosses da oben das Recht. Doch nun, Herr Baron, könnte wohl auf den poetischen Erguß der geschäftliche Theil folgen. Die Villa gefällt mir, und da ich den geforderten Preis nicht zu hoch finde, erkläre ich mich bereit, sie aus Ihrer Hand zu übernehmen."

Ehe der Baron noch zu antworten vermochte, erschien ein Diener auf der Terrasse mit der Meldung, daß der Wagen bereit stehe. „Ach ja, fast hätte ich vergessen,“ sagte er, auf die Uhr sehend. „Ich bin heute bei Lilienfelds zu Tische geladen. Es ist gut, ich komme gleich,“ bedeutete er dem Diener, der sich darauf entfernte. Zu seinem Gaste sich wendend, meinte der Baron: „Für heute müssen wir uns trennen, da ich wohl erst am Abend spät nach Hause kommen dürfte; doch bitte ich Sie, Herr Doctor, sich's in meinem Hause bequem zu machen. Sie bleiben natürlich mein Gast; ich bitte — keine Einwendung, das Dorfwirthshaus bietet Ihnen zu wenig Comfort. Gegen Langeweile schützt Sie im schlimmsten Falle meine Bibliothek.“

Die beiden Herren schritten dem Wagen zu. Der Baron reichte dem Doctor die Hand, und indem er seinen Sitz einnahm, ertheilte er dem Dienstpersonal noch den Auftrag, jeden Wunsch seines Gastes unverzüglich zu erfüllen. Der Wagen rollte fort und war den Augen des Nachblickenden bald hinter den Bäumen entschwunden. Nach wenigen Minuten jedoch erschien das elegante Gefährt wieder auf dem breiten Kieswege, der nach Schloß Hohenahr führte.

Doctor Bürger blickte noch lange nach der Höhe mit dem stolzen Gebäude, das dereinst ihn und seine unvergeßliche Mutter beherbergt hatte. Dort unter den schattigen Bäumen des schönen Gartens hatte er mit der kleinen Edith gespielt, die jetzt eine stolze Jungfrau geworden. Was hatte es wohl zu bedeuten, daß gerade

sie es war, der er auf diesem Boden zuerst begegnete? Denn nur sie, die Erbin von Hohenahr, konnte die kühne Reiterin gewesen sein.

6.

Bürger hatte sich in's Bibliothekzimmer begeben, um den Nachmittag mit Lectüre auszufüllen. Er hatte seine Mahlzeit eingenommen und endlich die Terrasse aufgesucht, um sich dort an dem herrlichen Naturschauspiele zu ergötzen, das der hinter den bewaldeten Bergen sich zum Untergange neigende Sonnenball bot.

In diesem reinen Genusse störte ihn der Diener, welcher kam und ihm eine Karte überreichte. Baron Hillesheim schrieb: „Mein werther Gast! Die Frau Gräfin Lilienfeld befindet sich unpäßlich, und ich ertheilte dem Diener den Auftrag, falls er den Doctor in Grumbach, der zugleich Hausarzt auf Schloß Hohenahr ist, nicht antreffen sollte, Ihnen diese Karte zu übergeben. Haben Sie die Güte, der Kranken Ihre Hülfe angedeihen zu lassen. Eine wohl eingerichtete Hausapotheke steht zur Verfügung. Ihr ergebener Hillesheim."

Einige Minuten später befand Bürger sich bereits auf dem Wege nach Hohenahr. Der Wagen bewegte sich langsam auf dem steil ansteigenden Wege. Der weiche, milde Hauch des Abends wehte über den Bergen,

Wäldern und Fluren; der Rhein glänzte und glitzerte wie flüssiges Gold im Widerscheine des untergehenden Tagesgestirnes. Ein Gefühl von Wehmuth beschlich Bürger's Herz. Er dachte an jene Zeit zurück, da er mit seiner Mutter an einem eben so schönen Abend denselben Weg hinan gefahren war, um zwei Monate lang die Gastfreundschaft der Familie Lilienfeld zu genießen. Seitdem hatte das treue Mutterauge für immer sich geschlossen, und auch der Vater war hinübergegangen. Der alte Familiensitz an der Elbe, das Schloß Treuenburg, befand sich im Besitze seines Bruders Richard. Aber dieser, nur dem Lebensgenusse huldigend, vergaß im Treiben der großen Städte Heimath und Vaterhaus, und er hatte ihn durch eine eigenthümliche Verkettung der Umstände seit vielen Jahren nicht gesehen. Der Doctor dachte auch an die unglückliche Rosa, die Betrogene, welcher er noch einige Genugthuung hatte bieten können, bevor sie die Augen zum ewigen Schlummer schloß. Seine Gedanken eilten zu dem blondgelockten Knaben, der jetzt sein Sohn war, den er aber fremden Händen hatte anvertrauen müssen, um seinem Ideale folgen zu können. Dieses Ideal hatte ihn veranlaßt, unter fremdem Namen in der Hauptstadt zu wirken, wie auch im wilden Kriegs- und Lagerleben der Türkei. Diesem Ideale wollte er auch hier treu bleiben.

Doch war es dies allein? „Vergiß Edith nicht, vielleicht bedarf sie deines Schutzes!" Diese Worte seiner sterbenden Mutter hatte er sich immer wieder

in's Gedächtniß gerufen; jetzt war seiner Berechnung nach der Zeitpunkt eingetreten, da er den Wunsch seiner Mutter erfüllen zu müssen glaubte. Es blieb sich ja gleich, wo er lebte; warum nicht hier, ihr nahe, in diesem gesegneten Thale? — Und Max Woldorf? Was war aus ihm geworden? In seinem letzten Briefe hatte er dem Freunde freudigen Herzens mitgetheilt, daß er seit kurzer Zeit als Oberlehrer an dem Gymnasium zu Koblenz wirke.

Der Wagen hielt.

„Gott sei Dank!" rief Baron Hillesheim, „Gott sei Dank, daß Sie da sind! Durch die plötzliche Erkrankung der Gräfin ist die animirte Unterhaltung gänzlich in's Stocken gerathen. Helfen Sie mit einem Ihrer blau oder braun gefärbten Wasser! Wenn die Damen dergleichen sehen, sind sie schon halb gesund; und wenn vollends der Doctor in höchst eigener Person erscheint, dann sind sie sogar im Stande, die kommende Nacht auf einem Balle zuzubringen."

So plaudernd, war der Baron mit Bürger bis an die Thüre gelangt, die zu den Gemächern der Gräfin führte. Hillesheim verabschiedete sich, und Bürger trat in das schwüle Gemach der Gräfin — der Jugendfreundin seiner Mutter. Die Kranke lag auf dem Sopha, indeß Comtesse Edith, die auf einem Schemel Platz genommen hatte, jedem Athemzuge ihrer Mutter mit Besorgniß lauschte. Als Bürger eintrat, erhob sie sich — sie hatte den Wanderer von der Landstraße sogleich erkannt.

„Der Herr Baron von Hillesheim," nahm Bürger das Wort, „hat mich hierher beschieden, da der Hausarzt nicht zu finden war; erlauben daher die gnädige Gräfin, daß ich mich nach Ihrem Befinden erkundige."

Er war näher getreten, und Edith antwortete an Stelle ihrer kranken Mutter: „Herr Doctor, ich bitte Sie, Ihre Kunst aufzubieten, um meine liebe Mama von dem Unwohlsein zu befreien, das sie ganz plötzlich befiel."

Sie hatte diese Worte in einem Tone so aufrichtiger Betrübniß gesprochen, daß Bürger nicht die Reiterin von heute Morgen vor sich zu sehen glaubte; und doch war sie es: — er hatte sie, trotz der Dämmerung, die in dem Zimmer herrschte, wieder erkannt. Er fühlte der Kranken den Puls und schritt dann zum Fenster, um dasselbe zu öffnen. Ein frischer Abendhauch wehte in das Gemach. „Das," sagte er, gewissermaßen als Antwort auf die erstaunten Mienen der beiden Damen, „das ist die erste Grundbedingung. Das Unwohlsein, gnädige Gräfin, ist nur ein geringes und vorübergehendes. Sehen Sie, wie Sie schon leichter aufathmen, weil Ihnen frische Luft entgegenweht. Glauben Sie mir, das nützt mehr als die besteingerichtete Hausapotheke. Doch auch diese dürfen wir nicht ganz verachten. Comtesse," wandte er sich an Edith, „wollten Sie wohl die Güte haben, mir die Hausapotheke zur Verfügung zu stellen?"

Edith ging zu einem mit Schnitzarbeit gezierten Mahagonischrank und öffnete denselben. Der Arzt

nahm ein Fläschchen heraus, goß einige Tropfen der darin enthaltenen Flüssigkeit in ein Löffelchen und ersuchte die Gräfin, das Medicament zu sich zu nehmen. Nachdem dies geschehen war, sagte er lächelnd: „So, das wird beruhigend wirken. Und nun gebrauche ich meine Macht als Arzt und ersuche Sie höflichst, an das Fenster zu treten.“

„Herr Doctor,“ sagte die Gräfin, sich erhebend und sich auf seinen Arm stützend, „Sie haben eine ganz eigenthümliche Art, Kranke zu behandeln; übrigens gestehe ich mit Vergnügen, daß mein Unwohlsein bereits nachgelassen hat. Fast muß ich bedauern, Sie aus Ihrer Ruhe gestört zu haben, der Sie um so mehr bedürftig sein werden, als Sie, wie ich hörte, heute eine große Strecke zu Fuß zurücklegten.“

„Es ist nur die Erfüllung einer angenehmen Pflicht,“ erwiderte Bürger verbindlich, „der ich mich in dem Augenblicke unterwarf, als ich Arzt wurde.“

Während die Gräfin mit dem Doctor plauderte und die hereinströmende Abendluft mit steigendem Wohlbehagen einathmete, stand Edith noch immer an den Schrank gelehnt und blickte unverwandt zu Bürger hin. Es schien, als ob der starke Mann mit dem gewinnenden Ausdrucke seines schönen Antlitzes, ihr eine sympathische Erscheinung sei. Sie fühlte sich ein wenig zurückgesetzt, da der Doctor ihrer Anwesenheit bis jetzt nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Aber dieses Gefühl wich sofort, als der Arzt sich mit feinem Lächeln an sie wandte und halb ernst, halb scherzend

sagte: „Gnädige Comtesse, ich muß Sie nun um die Anwendung all' Ihrer Beredtsamkeit ersuchen, damit Ihre Frau Mama sich wieder zu den Gästen begebe; die Zerstreuung in der Gesellschaft wird auch den letzten Rest des Unwohlseins heben."

Natürlich redete Edith der übermäßig behutsamen Dame eifrig zu, dem Rathe des Arztes Folge zu leisten, und diese konnte den vereinten Bitten nicht lange widerstehen. „Es sei," sagte sie; „aber ich gehe nur unter der Bedingung, daß Sie, Herr Doctor, an meiner Seite bleiben. Ich bitte Sie, mir diese Ehre zu erweisen; Sie sind der Gast des Herrn von Hillesheim und werden, wie ich höre, bald unser Nachbar: Gründe genug, um mir auf Hohenahr willkommen zu sein. Reichen Sie mir den Arm; komm, Edith."

Selbstverständlich setzte das Erscheinen des Doctors mit seiner Patientin die Gesellschaft in gerechtfertigtes Erstaunen. Die Herren erhoben sich von ihren Sitzen, und Baron Hillesheim rief, sichtlich erfreut: „Unsere verehrte Hausfrau hat Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, wie resolut mein werther Gast zu Werke geht. Heute in meinem Hause angekommen, kauft er mir meine Villa ab; vor einer halben Stunde hier angelangt, führt er die kranke Hausfrau gesund der Gesellschaft zu, die ihm dafür nicht genug danken kann. . . Erlauben Sie, meine Herren," wandte er sich an die Cavaliere, „daß ich Ihnen Herrn Doctor Bürger vorstelle." Bürger verbeugte sich höflich, indeß der Baron die Namen der Gäste nannte: „Graf Treuenburg,

Verlobter der Comtesse Edith, Herr von Meukitz, Baron Ildern, alle gern gesehene Gäste auf Schloß Hohenahr und Villa Hillesheim."

Man setzte sich zur Tafel, und ein Glück für Bürger war es, daß die Gräfin sofort die Unterhaltung eröffnete und mit unnachahmlichem Humor den Hergang ihrer raschen Heilung vortrug. So blieb die Ueberraschung, welche bei Nennung des Namens „Graf Treuenburg" den Doctor erfüllte und welche durch den so ruhig gesprochenen Beisatz „Verlobter der Comtesse Edith" in höchstem Grade gesteigert wurde, unbemerkt.

Er betrachtete seinen Bruder, den stattlichen Reiteroffizier, mit regem Interesse. Er gestand sich, daß er ihn auch in großer Gesellschaft erkannt hätte, den Mann, der die unverkennbaren Züge des alten Grafen, ihres beiderseitigen Vaters, trug. Doch jene Milde, jene Herzensgüte, die aus dem Antlitze des nun in der Treuenburger Familiengruft Ruhenden sprach, er suchte sie vergebens in Richard's Angesicht. Also das war der Mann, der mit kaltem Herzen das Lebensglück eines liebenden Wesens in den Staub zu treten vermochte? —

Indessen hatte Gräfin Lilienfeld ihren für den Doctor so schmeichelhaften Bericht geendet, und Richard wendete sich mit der Frage an seinen Bruder: „Der Herr Doctor wirkten, wie ich von Baron Hillesheim erfuhr, im Dienste des Sultans?"

„Wie Sie es nehmen, Herr Graf," entgegnete der Gefragte. „Der Form nach ja, dem Wesen nach

widmete ich mich der leidenden Menschheit, da ich nicht um Lohn und Gewinn den Beschwerden und Gefahren des Krieges mich aussetzte. Es macht mich glücklich und stolz zugleich, in meiner Weise unabhängig zu sein, um für die Allgemeinheit etwas leisten zu können und nicht allein dem Verbrauch meiner Revenüen zu leben."

„In der That," meinte Herr von Meukitz, „eine solche Anschauung trifft man selten. Doch erlauben Sie mir die Frage, weshalb Sie denn nicht lieber in die russische Armee eintraten, statt den Muselmanen Ihre Dienste zu widmen?"

„Das, Herr von Meukitz, ist ebenfalls nur das Resultat meiner Anschauungs- und Gefühlsweise. Wohl dem, der nicht dienen muß, d. h., der des Soldes nicht bedarf; er wählt frei, er verkauft seine Ueberzeugung nicht. In erster Linie bewog mich der Umstand zu dieser Wahl, daß die ungeordneten Verhältnisse im türkischen Staatshaushalte auch eine mangelhafte Armeeverwaltung und deshalb auch ein äußerst primitives Sanitätswesen zur Folge haben. Sie können sich kaum vorstellen, welchem Mangel, welcher Entbehrung die armen türkischen Soldaten ausgesetzt waren; daß sie trotzdem mit solcher Ausdauer, mit solchem Muthe gegen den übermächtigen Feind kämpften, kann nur gerechte Bewunderung erregen. Was nun meine nationalen Gefühle anbelangt, bin ich ein Deutscher mit Leib und Seele. Ich will nicht behaupten, daß die Türken als europäisches Volk lebensfähig seien, oder mit irgend

welcher Culturmission betraut werden könnten; sie sind durch ihr stupides Festhalten an alten, verrotteten Einrichtungen sowie durch ihre Religion zu unbedeutend in ihrem Einfluß auf Europa's Geschicke geworden, als daß sie dessen culturellen Fortschritt auch nur annäherungsweise hemmen könnten. Das Slaventhum hingegen bildet eine gewaltige Völkermasse — es ist eine wirkliche Gefahr für das Deutschthum, und die Zukunft wird uns lehren, wie unpolitisch es war, dem nordischen Koloß freies Spiel zu lassen. . . Doch verzeihen Sie, daß ich mich zu solcher Weitschweifigkeit verleiten ließ; es sind übrigens nur bescheidene Privat-Anschauungen, die nicht politischem Scharfsinne entspringen, sondern mehr der Ausfluß meines Gefühls sind. Ich gestehe, daß ich zum Politiker nicht geeignet bin."

„Das ist um so besser," meinte die Gräfin, die dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte, „da wir alle Politik aus unserer Gesellschaft verbannt haben. Weil ich nun hoffe, daß der Herr Doctor als künftiger Besitzer der Villa Hillesheim sich auch öfters in Hohenahr sehen lassen wird, so muß er schon jetzt den Hauptpunkt unserer gesellschaftlichen Statuten zur Kenntniß nehmen."

„Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Frau Gräfin, der freundlichen Einladung gewiß öfter nachkommen," erwiderte Bürger mit verbindlichem Neigen des Hauptes. „Was den verpönten Gesprächsstoff anbelangt, werde ich die bestehenden Satzungen schon aus

dem Grunde achten, da ich, wie bereits erwähnt, ein Laie auf politischem Gebiete bin."

Comtesse Edith, die sich bisher mit keinem Worte an der Unterhaltung betheiligt, sondern nur mit reger Theilnahme den Worten Bürger's gelauscht hatte, wandte sich nun an denselben: „Durch Ihre Ankunft, Herr Doctor, wird aber auch ein Concurrenzturnei in Grumbach beginnen. Unser alter Hausarzt, Doctor Grünner, dürfte die Nachricht von der Ankunft eines neuen Collegen nicht mit allzu großer Freude begrüßen."

„Wenn ich auf keine andern Hindernisse stoße," sagte Bürger, „so habe ich keine Sorge. Uebrigens bin ich Ihnen, gnädige Comtesse, für den freundlichen Wink dankbar; er gibt mir den Anhaltspunkt für mein Verhalten dem alten Herrn gegenüber. Ich hege ja keinen andern Wunsch, als meinen Beruf nach besten Kräften ausüben und dadurch meinen Collegen unterstützen zu können. Selbst auf den Dank erhebe ich keinen Anspruch. Meine Forderungen sind also sehr bescheiden."

„Unter solchen Verhältnissen," bemerkte Graf Richard, „läßt sich leicht in Frieden leben. Sie nehmen, wie ich glaube, wohl eine sehr isolirte Stellung in der medicinischen Welt ein. Bietet Ihnen die Heilkunde wirklich eine so ideale Befriedigung?"

„Ideale Befriedigung? Ja!" versetzte Bürger. „Welch ein herrliches Empfinden, sich nach gelungener Abwendung eines hartnäckigen Leidens als Retter eines Menschenlebens oder gar des Familienglückes zu wissen!

Ich habe Vieles schon versucht, bin aber stets wieder zu meinem Ideale zurückgekehrt."

„Wofür ich Ihnen herzlich danke," sagte die Gräfin. „Ohne Ihre Hülfe würde ich mich jetzt nicht so fröhlich im Kreise meiner liebenswürdigen Gäste befinden."

Nun erhob sich Baron Hillesheim und erinnerte daran, daß es wohl Zeit sei, mit seinem Gaste den Heimweg anzutreten. Comteß Edith dankte nochmals in herzlichen Worten dem Doctor für den raschen Beistand, den er ihrer Mutter hatte angedeihen lassen, und auch die Gräfin richtete noch einige Worte an ihn, die mit einer wiederholten Einladung schlossen. Dann empfahl man sich.

Graf Richard und die beiden Cavaliere bestiegen ihre Pferde, um nach dem Gute des Herrn von Meukitz zu reiten, wo sie übernachten sollten. Bürger und Hillesheim kehrten im Wagen nach der Villa zurück.

7.

Zu den bedeutenden Besitzungen der Familie Meukitz gehört auch das Gut Ludwigsfeld; dasselbe liegt etwa zwei Wegstunden entfernt, rheinabwärts von Hohenahr. Der Eigenthümer, der mit großer Vorliebe Oekonomie betreibt, pflegt das ganze Jahr über auf dieser ihm lieb gewordenen Besitzung zuzubringen. Rings von bewaldeten Bergen umschlossen, geschützt gegen das

Eindringen kalter Stürme, liegen Gut und Dorf Ludwigsfeld im Thale an den Ufern eines kleinen Flusses, der seine Wasser dem Rheine zuführt. Das sogenannte Herrenhaus steht am Fuße eines Hügels und spiegelt seine Mauern in dem vorbeirauschenden Flusse. Der an das Haus stoßende Garten ist ein Muster seiner Art und birgt in seinen Glashäusern viele seltene Pflanzen aus fernen Zonen.

Die Familienmitglieder des Herrn von Meukitz — seine Gemahlin, seine Tochter Malvine und sein Sohn Robert, den wir bereits auf Hohenahr kennen lernten — sind jedoch nicht ganz gleichen Sinnes mit dem Familienhaupte. Wenn nämlich der Winter seinen Einzug hält in dem lieblichen Thale, begeben sie sich gewöhnlich nach Koblenz, wo Vergnügungen aller Art ihrer harren. Die Familie von Meukitz zählt dort zu den treuesten Besuchern des Stadttheaters; Fräulein Malvine erscheint mit ihrer Mutter auf allen eleganten Bällen und ist zahlreich umschwärmt von den jungen Herren aus den angesehensten Häusern. So fließt die Zeit rasch dahin. Kommt dann der Frühling wieder mit seinem Blumendufte, erschallt Leben in den Wäldern, dann zieht die Familie Meukitz wieder hinaus nach Ludwigsfeld.

Als Herr von Meukitz an einem prächtigen Tage durch den Garten schritt und hier ein Pflänzchen an den stützenden Stab befestigte, dort einiges Unkraut aus den Blumenbeeten entfernte, bemerkte er seine Tochter, wie sie eifrig lesend auf einer Rasenbank saß.

Im frischen grünen Wald oder im duftigen Garten ein gutes Buch zu lesen, war ein Hauptvergnügen des jungen Mädchens. Herr von Meukitz betrachtete Malvine mit sichtlicher Freude und strich dabei behaglich seinen mächtigen Schnurrbart.

„Ein herzliebes Mädel,“ murmelte er vor sich hin. „Möge Gott sie mir erhalten!“

Er trat näher und rief: „Nun, Malvine, was ist das für ein Buch, das dich so sehr in Anspruch nimmt?“

„Eine Litteraturgeschichte,“ erwiderte Malvine. „Ich lese und studire dieselbe mit wahrer Begeisterung. Welch einen Schatz an Dichterwerken besitzt doch das deutsche Volk! Aber trotz meines Studirens bleibt mir Manches unklar; ich fühle, daß meine Kenntnisse noch sehr lückenhaft sind. Wie glücklich sind doch diejenigen, denen eine solche Wissenschaft von einem begeisterten Lehrer vorgetragen wird, der alle Zweifel in der Brust des Hörers tilgt durch sein lebendiges Wort.“

„Nun, dafür könnte Rath geschafft werden,“ entgegnete Herr von Meukitz. „Es scheint mir eben jetzt die günstigste Zeit, deinem Wunsche entgegen zu kommen. Die Ferien sind nahe: ich lade einen der Lehrer vom Koblenzer Gymnasium ein, dieselben auf Ludwigsfeld zuzubringen und dir in der Litteratur Unterricht zu ertheilen. Ist's so recht?“

„Papa,“ rief Malvine freudig, ihrem Vater die Hand küssend, „du bist so gut! Ich muß dir aufrichtig gestehen, daß diese Art der Verwirklichung meines

Wunsches mir nicht im Traume beifiel — und es ist doch so leicht und einfach."

„Was gibt's denn? Malvine hüpft ja vor Freude wie ein Kind?" fragte Robert, der eben seinen Morgenspaziergang beendet hatte.

„Denke dir, lieber Bruder, Papa will mich in meinem Studium der Litteraturgeschichte unterstützen, indem er einen Lehrer aus der Stadt hierher beruft!"

„Das ist wohl das Vernünftigste," entgegnete Robert, „und erspart dir viele Mühe. Du wirst mit dem Sachkundigen dich stets im Gedanken-Austausch befinden und er wird durch seinen erläuternden Vortrag dir über jede Klippe hinweghelfen. Was die zu wählende Person anbetrifft, so schlage ich für dieses Amt den Professor Max Woldorf vor, der sich auch als Schriftsteller eines guten Namens erfreut."

„Derselbe, dessen litterarische Feuilletons ich mit so vielem Interesse gelesen habe?" fragte Malvine.

„Derselbe. Ich kenne ihn und habe manch' angenehme Stunde in seiner Gesellschaft zugebracht. Ich freue mich selbst auf die Zeit seines Aufenthaltes in Ludwigsfeld."

„Wenn er," setzte Herr von Meukitz hinzu, „es nicht vorzieht, auf Reisen zu gehen."

„Die Erledigung dieser Angelegenheit behalte ich mir vor," meinte Robert. „Ich fahre ohnehin morgen nach Koblenz zum Grafen Treuenburg und werde bei dieser Gelegenheit auch den Professor Woldorf aufsuchen."

8.

Doctor Bürger hatte die Villa Hillesheim rechtskräftig in Besitz genommen und bewohnte sie mit seinem Diener János, einem Ungar, welcher den Krieg gegen die Russen mitgemacht hatte. Der neue Besitzer übernahm auch die Dienerschaft des Barons, sowie dessen Pferde und Bibliothek; nur den alten Franz, einen treuen Burschen, welcher seinem Herrn schon eine lange Reihe von Jahren gedient, hatte Hillesheim mit sich nach Koblenz genommen. Auch in der innern Einrichtung blieb die Villa fast unverändert. Nur eine Neuerung nahm Doctor Bürger in seinem Schreibzimmer vor: an Stelle des oberhalb des Schreibtisches gehangenen Schlachtenbildes prangte jetzt ein mit breitem Goldrahmen versehenes Oelgemälde — das Bildniß Rosa's.

Bürger hatte auch dem Doctor Grünner seinen Besuch abgestattet und den gewünschten Erfolg erzielt. Der alte Arzt sagte sogar, als Bürger sich empfahl: „Und was vollends die gräfliche Familie auf Hohenahr anbelangt, so werde ich Ihnen stets zu großem Danke verpflichtet sein, wenn Sie die Fahrt auf den Berg an meiner Statt unternehmen, um die Gräfin immer von neuem wieder zu überzeugen, daß sie eine kerngesunde, aber mit überschwänglicher Phantasie ausgestattete Frau ist, die sich ihre Krankheiten nur ein=

bildet. Ich versuchte es mit unschädlichen Medicamenten; vielleicht finden Sie einen andern Modus."

Seinen Freund und Schwager Max hatte Bürger über seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Kenntniß gesetzt. Woldorf's Antwort lautete dahin, daß er vorläufig der eben abzuhaltenden Jahresprüfung wegen nicht abkommen könne, die Ferienzeit aber gewiß zu einem Ausfluge nach Villa Hillesheim benützen werde. Was die gräfliche Familie betraf, so hatte der Doctor der Einladung, öfter das Schloß und seine Bewohner aufzusuchen, Folge geleistet. Er verlebte einige vergnügte Abende auf Hohenahr, dann aber verschob er die Erneuerung seines Besuches. Er fühlte, daß es für seine Gemüthsruhe besser sei, nicht zu oft im Bereiche der Zaubermacht von Edith's dunkeln Augen zu weilen; war sie doch die Verlobte seines Bruders!

Da er in seiner ärztlichen Praxis fast ohne Beschäftigung blieb, pflegte er stets einen großen Theil des Tages zu Ausflügen in die Umgebung zu benützen. So war er auch eines Tages die Straße entlang geritten, um die an derselben liegenden Dörfer in Augenschein zu nehmen. Von seiner Tour zurückkehrend, bog er in der Nähe seiner Villa von der Landstraße ab, um so auf kürzerm Wege sein Heim zu erreichen. Da bemerkte er die Comtesse in Gesellschaft des Barons Ildern. Beide waren zu Pferde und im Begriffe, den Sprung über einen breiten Graben zu wagen, welcher sich am Saume des Wäldchens hinzog, das an Bürger's Garten grenzte.

Eben spornte Edith ihre Elsa zum Sprunge an, doch das sonst so gutmüthige Thier verweigerte den Gehorsam. Da gab Bürger seinem Pferde die Sporen — in wenigen Minuten war er bei der Reiterin angelangt — setzte, mit dem Hute grüßend, über den breiten Graben und hielt vor der Comtesse. Edith's Wangen waren von der Aufregung geröthet, ihre dunkeln Augen blitzten; sie fühlte sich beschämt, daß es dem Doctor so leicht gelungen war, die schwierige Aufgabe zu lösen.

„Sie haben sich beeilt," sagte sie mit allen Zeichen des Unwillens, „mir zu beweisen, daß ich es in der Reitkunst noch nicht besonders weit gebracht habe."

„Sie irren, Comtesse," erwiderte Bürger mit ernster Ruhe, „ich eilte, um Sie von einem Vorhaben abzuhalten, das unter Umständen einen gefährlichen Verlauf nehmen kann."

„Und Ihnen gelang es doch so leicht!" entgegnete sie gereizt.

„Das ist nicht mein, sondern meines Pferdes Verdienst," sagte er gelassen. „Ihre Elsa ist ein gutes, doch etwas furchtsames Thier; ich ersuche Sie daher inständigst, Ihr Vorhaben aufzugeben."

Nun wagte auch Baron Ildern, seine Bitte mit den Vorstellungen des Doctors zu vereinen. Doch Edith schwang statt aller Antwort die Reitgerte und wollte vorwärts; aber Bürger hatte noch schnell genug die Zügel des Pferdes erfaßt und rief: „Comtesse, ich erlaube mir als Arzt, die gefährlichen Folgen eines

unüberlegten Schrittes voraussehend, Einsprache zu erheben."

Diese mit erhobener Stimme gesprochenen Worte reizten das Fräulein nur noch mehr.

„Ich verbitte mir jede unberufene Einsprache!" rief sie mit stolzer Geberde und funkelnden Blickes. Die Reitgerte sauste auf das Pferd nieder, das mit großen Sätzen bis an den Rand des Grabens gelangte, dort aber, hoch aufbäumend und seitwärts springend, die Reiterin weit ab in das Gras schleuderte. Rasch war Bürger von seinem Pferde gesprungen und eilte Edith zu Hülfe.

„Haben Sie sich verletzt, Comtesse?" fragte er mit großer Besorgniß. „Versuchen Sie aufzustehen, ich werde Ihnen behülflich sein."

Ohne eine Antwort abzuwarten, schlang er seinen Arm um die schlanke Gestalt, und Edith vermochte unter seinem Beistande sich zu erheben und einige Schritte zu gehen.

Auch Baron Ildern bot sich nun zur Hülfeleistung an. Edith lehnte dankend ab und fügte bei: „Ich fühle meinen ganzen Körper erschüttert, aber ich werde doch eine kleine Strecke gehen können."

„Dann erlauben Sie, daß ich Sie nach meiner Villa geleite," sagte Doctor Bürger.

Er bot ihr den Arm und Edith ließ sich willig führen. Baron Ildern versprach, mit den Pferden alsbald nachzukommen; Elsa war nämlich eine Strecke weit fortgelaufen.

In der Villa angelangt, ließ der Gedanke, daß es unschicklich sei, in die Wohnung eines ihr erst seit einigen Wochen bekannten Mannes zu treten, das Fräulein fast bereuen, dem Drängen des Arztes nachgegeben zu haben — — aber sie war ja bei dem Arzte; hier mußte jedes kleinliche Bedenken schwinden.

Doctor Bürger führte Edith in das Schreibzimmer. „Comtesse,“ sagte er, „erlauben Sie mir, daß ich den alten Spruch gebrauche: Gott segne Ihren Eingang! Es ist dies einer jener schönen Sprüche, die ich von der besten Mutter lernte, die es gab.“

„Gab?“ fragte Edith, indem sie der Einladung Bürger's Folge leistete und sich auf dem Sopha niederließ. „Ist Ihre Mutter todt?“

„Ich war noch ein Jüngling, der hoffnungsvoll in Gottes Welt schaute, als sie die lieben Augen für immer schloß. Fast alles, was mir lieb und theuer war, ging mit ihr zu Grabe. Doch wir dürfen die Zeit nicht mit Dingen verplaudern, die Sie nicht interessiren können. Gestatten Sie mir, mich auf einige Minuten zu entfernen; ich werde ein Medicament bereiten, das seine wohlthuende Wirkung nicht verfehlen wird. Sie haben zum Glücke keinen Schaden gelitten; es gilt also nur das durch den bedauerlichen Vorfall erregte Nervensystem zu beruhigen.“

Er entfernte sich mit einer achtungsvollen Verbeugung und schritt nach dem Nebenzimmer, indeß Edith die Augen wie im Halbschlummer schloß; ihre Gedanken waren mit den Begebenheiten der letzten halben Stunde

beschäftigt, in welchen Doctor Bürger die Hauptrolle gespielt hatte. Bald trat dieser wieder in das Gemach, einen silbernen Becher in der Hand.

„Comtesse, hier bringe ich Ihnen den kräftigenden Trank. Scheuen Sie nicht zurück; er ist weder bitter, noch eines jener Zaubermittel, von denen uns die Lieder des Mittelalters Kunde geben."

Er hatte diese Worte scherzend gesprochen. Edith nahm lächelnd den Becher und trank ihn langsam aus.

„Herr Doctor," sagte sie dann, „ich merke, Sie haben der weiblichen Schwäche Rechnung getragen und dem Tranke ein bedeutendes Quantum Zucker beigemischt. . . Doch wen stellt dieses Portrait mit dem engelschönen Mädchengesichte vor?" rief sie plötzlich, das Bild über dem Schreibtische gewahrend.

„Meine verstorbene Frau," antwortete Bürger mit einem Anfluge von Trauer, „sie ruht im Frieden. Zu zart, um die Leiden dieser Welt zu tragen, kehrte sie früh in die ewige Heimath zurück. . . Herr Baron," wandte er sich an den eintretenden Ildern, „der Arzt kann seine Patientin nun wieder Ihrem ritterlichen Schutze anvertrauen."

„Pardon, Comtesse," bat der Cavalier, „daß ich etwas lange verweilte. Doch diese Reitknechte sind in der Behandlung der Pferde wahre Barbaren — ich wollte ihren Händen die aufgeregten Thiere nicht überlassen. Nun, Comtesse, Sie befinden sich ja schon wohl, wie ich sehe. Wenn es beliebt, können wir nun den Heimweg antreten."

Doctor Bürger geleitete seine Gäste bis zu seinem Wagen, den er ihnen zur Verfügung gestellt hatte, und empfahl sich Edith mit dem Versprechen, schon morgen sich nach ihrem Befinden erkundigen zu wollen. Der Wagen setzte sich in Bewegung und verschwand bald in der Dämmerung des hereinbrechenden Abends.

Eben wollte Bürger in's Haus treten, als er einen Wanderer gewahrte, der, den Hut zum Gruße schwenkend, seine Schritte beschleunigte. Als der Fremde näher kam, eilte Bürger mit dem Ausrufe freudigster Ueberraschung ihm in die Arme. Es war Max Woldorf.

9.

„Du staunst meinen im verschnürten ungarischen Rock einherstolzirenden Diener an?" sagte Alfred, als die beiden Freunde bei Tische saßen und János die Speisen auftrug. „Den brachte ich aus der Türkei mit. Er hat gegen die Moskowiter gekämpft und trat nach einer Verwundung, die ihn untauglich zum Kriegsdienst machte, in meine Dienste. Eine treue Seele! Seine Bedingungen sind leicht zu erfüllen: er darf sein National-Costüm tragen und erhält eine außerordentliche Zulage für Bartwichs. Für mich geht er durch's Feuer, ist aber trotzdem frei von aller Unterwürfigkeit: ein echter Magyar. . . Nun aber stärke zuerst Leib und Seele und dann erzähle mir, wie es dir ergangen ist, seitdem ich deinen letzten Brief erhielt."

„Das wird nicht lange Zeit in Anspruch nehmen," erwiderte der Professor. „Ich habe dich benachrichtigt, daß ich wider alles Erwarten die Stelle am Koblenzer Gymnasium erhielt. Es geht mir recht gut; nur ein Umstand verleidet mir den Aufenthalt in der Stadt — dein Bruder befindet sich seit ungefähr einem halben Jahre in Koblenz, und so sehr ich jedes Zusammentreffen vermeide, wird dies auf die Dauer doch nicht gehen."

„Das darf dich nicht beirren," sagte Bürger, „so wenig, wie mich mein erstes Zusammentreffen mit Graf Treuenburg auf Hohenahr."

„Du hast ihn also schon getroffen?" rief Max verwundert. „Natürlich erkannte er dich nicht. Dann wirst du auch erfahren haben, daß er die schöne Comtesse Edith heimführen will, man vermuthet, des enormen Reichthums wegen, welchen die Familie Lilienfeld besitzt. Richard's Vermögensverhältnisse sollen, wenn auch noch nicht zerrüttet, doch durch seinen enormen Aufwand bedeutend erschüttert sein."

„Dacht' ich's doch," sagte Bürger nachdenklich. „Kennst du die Comtesse Edith?"

„Natürlich," entgegnete Woldorf. „Koblenz bildet ja im Winter das Stelldichein aller Gutsbesitzerfamilien aus der Umgebung. In den Familien, mit denen man verkehrt, hört man die verschiedensten Dinge und wird auf diese Weise auch in Familiengeheimnisse eingeweiht. Edith ist eine gefeierte Schönheit. Man spricht von ihrem etwas raschen Temperamente, von ihrer Launen-

haftigkeit und von ihrem Stolz; doch sucht man diese Eigenschaften der jungen Gräfin durch die Verhältnisse zu beschönigen, in denen sie aufgewachsen ist. Als der alte Graf Lilienfeld vor mehrern Jahren starb, blieb die Comtesse der Obhut ihrer Mutter überlassen. Diese hat ihrer Tochter vielleicht noch nie einen Wunsch verweigert. Bis zur Ankunft des Grafen Treuenburg mag sich wohl mancher junge Cavalier mit der Hoffnung geschmeichelt haben, die Hand und das große Vermögen der Comtesse zu erobern; folgerichtig ward derselben auch von dieser Seite nur Weihrauch gestreut."

Max ahnte nicht, daß jedes seiner Worte dem Freunde in die Seele schnitt.

„Uebrigens soll die junge Gräfin Lilienfeld," fuhr Max fort, „trotz allem ein herzensgutes, mit reichem Gemüths- und Geistesleben ausgestattetes Mädchen sein. Die minder lobenswerthen Eigenschaften der jungen Erbin sind eben eine Folge ihrer unrichtigen Erziehung und dürften sich mit der Zeit und unter dem Einflusse eines Mannes, den sie liebt und hochachtet, bald verlieren. Ob aber Graf Richard geeignet ist, diese schöne Aufgabe zu erfüllen — ich bezweifele es."

Bürger, der den Worten seines Freundes mit bebendem Herzen gelauscht, gab dem Gespräch eine andere Wendung, indem er sagte: „Nun solltest du mir aber auch angeben, wo du deine Ferienzeit bis jetzt zugebracht hast. Ich glaubte, du seiest auf Reisen; sonst wäre ich gewiß nach Koblenz gefahren, um dich aufzusuchen.

Jetzt kommst du mir aber nicht so leichten Kaufes davon."

„Und doch kann ich dir nicht versprechen, zu bleiben, da ich nur einen Tag Urlaub habe," erwiderte Max lächelnd. „Du staunst? Nun, ich werde dir die Sache erklären. Vor ungefähr einem Monate forderte mich Herr Robert von Meukitz, der Sohn eines reichbegüterten Mannes, auf, meine Ferienzeit auf dem Gute Ludwigsfeld zuzubringen, da seine Schwester das schwierige Studium der Litteraturgeschichte am besten durch den lebendigen Vortrag eines sachkundigen Lehrers zu betreiben hoffe. Du kennst meine Begeisterung für dieses Fach — ich nahm den Antrag ohne Bedenken an, denn er bot mir die angenehme Aussicht auf eine Erholung von den Plagen des Schullebens. Außerdem war mir die Familie Meukitz als sehr gastfreundlich geschildert worden, und Herr Robert ist mir persönlich als liebenswürdiger junger Cavalier bekannt."

„Gründe genug," unterbrach ihn Bürger, „deinen Freund und Schwager zu vernachlässigen! Doch wie kam es weiter?"

„Ganz einfach," entgegnete Max, nicht ohne die Verlegenheit merken zu lassen, in welche der gerechtfertigte Vorwurf seines Freundes ihn versetzte. „Ich wurde auf Ludwigsfeld in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen. Meine Schülerin folgt mit regem Interesse meinen Vorträgen und reißt mich oft zur Begeisterung hin. Nun kann es aber nicht ausbleiben, daß die Seele eines jungen Mannes, der die Gelegen-

heit hat, in einer glücklichen Familie täglich mit der anmuthigen Tochter des Hauses zu verkehren, rasch durch das bei jeder Gelegenheit zu Tage tretende Familienglück angezogen wird. So ging es auch mir, und endlich — um mich kurz zu fassen — mußte ich zur Einsicht gelangen, daß mir die Fortsetzung meines Aufenthaltes in Ludwigsfeld den Seelenfrieden rauben würde. Ich eröffnete daher der Familie, daß ich einen kleinen Ausflug nach Hillesheim zu unternehmen gedächte, wobei mich die Absicht leitete, dir, meinem Freunde, alles getreulich zu berichten, sei es auch nur, um mein von den verschiedensten Gedanken gequältes, geängstigtes und beglücktes Herz zu entlasten. Ich habe versprochen, nur einen Tag auszubleiben; auf meiner heutigen Wanderung aber faßte ich den Entschluß, Ludwigsfeld bald zu verlassen. Es wird mir schwer fallen, doch es muß sein.“

„Und was hält dich ab, um Malvine zu werben — vorausgesetzt, du könntest dir die Ueberzeugung verschaffen, daß sie dir von Herzen gewogen ist?“ fragte Bürger.

„Der Gedanke, daß ich nicht von Adel bin, und daß die Familie Meukitz eine der reichsten in der ganzen Umgebung ist. Man würde meiner Bewerbung unedele Motive zuschreiben; das verträgt mein Selbstgefühl nie und nimmer.“

„Ich habe meine Anschauung in meiner Frage ausgedrückt,“ sagte Bürger. „Die Entscheidung kann hier nur deiner reiflichen Ueberzeugung, vielleicht auch einer

günstigen Gelegenheit überlassen bleiben, die oft schnell zum Ziele führt. Jetzt aber mußt du dich nach dem anstrengenden Marsche zur Ruhe begeben. . . Doch noch eines. Ueber des kleinen Richard Befinden habe ich die erfreulichsten Nachrichten. . . Nun gute Ruhe in der Villa Hillesheim!"

„Höre, Alfred," sagte Max, seine Brauen finster zusammenziehend, „die Villa ist dein Eigenthum; sollte sie nicht besser Villa Bürger heißen?"

„Legst du so bedeutendes Gewicht auf ein leeres Wort?" erwiderte lächelnd der Doctor.

„Für mich ist's kein leeres Wort," meinte Woldorf ernst; „es mahnt mich an die Macht des Vorurtheils und die Härte des Menschenherzens. Doch darüber laß mich schweigen — ich habe Vieles zu vergessen und besitze leider ein zu gutes Gedächtniß. Gute Nacht!"

10.

Als Woldorf nach einem glücklich verlebten Tage den Wagen seines Freundes bestieg, um nach Ludwigsfeld zu fahren, sagte Bürger, ihm zum Abschiede die Hand reichend: „Lieber Max, eine Bitte wirst du mir nicht abschlagen: deinerseits auch fernerhin mein Incognito zu wahren. Lasse mich als deinen Universitätsfreund gelten, nicht als deinen Schwager. Es ist keine Laune von mir, hier nur als der bürger-

liche Armendoctor gelten zu wollen; es handelt sich darum, unter dem Schutze eines fremden Namens den Wunsch meiner theuern hingeschiedenen Mutter zu erfüllen. Nun Adieu, — mögest du glücklich werden!"

Der Wagen rollte davon.

Die Sonne stand noch nicht im Mittag, als Woldorf in Ludwigsfeld anlangte. Pochenden Herzens schritt er die Stiege zum Empfangszimmer hinan. Im Saale hatte sich eine kleine Gesellschaft versammelt. Graf Richard Treuenburg und Baron Ildern waren zum Besuche angekommen. Die liebenswürdige Hausfrau machte den beiden Herren ernstliche Vorwürfe darüber, daß sie zu den seltensten Gästen auf Ludwigsfeld gehörten. „Dem Grafen Treuenburg," sagte sie lächelnd, „kann ich dies wohl nicht allzu sehr verdenken, da ihm Hochenahr mehr Anziehungskraft bietet; bei Baron Ildern aber finde ich keine Milderungsgründe. Zur Strafe behalte ich heute die Herren auf Ludwigsfeld und ersuche sie, an unserer Landpartie auf den Kaiserstein theilzunehmen."

„Eine Strafe," sagte der Graf verbindlich, „der wir uns mit der größten Bereitwilligkeit unterwerfen."

Da klopfte es an die Thüre, und Max trat in das Gemach. Er verbeugte sich höflich in die Runde; als aber sein Blick dem Auge des Grafen begegnete, da schien es ihm, als brächen mit einem Male alle Wunden seines Herzens auf. Sein Antlitz war bleich geworden. Da Aller Augen nur auf den Eintretenden gerichtet waren, mußte man wohl bemerken, welche plötzliche

Veränderung mit ihm vorgegangen war, nicht aber, daß auch Graf Treuenburg erblaßte.

„Was ist Ihnen, Herr Professor?“ fragte Frau von Meukitz besorgt.

„Es ist schon vorüber,“ sagte Woldorf, der seine Fassung wieder erlangt hatte; „es war nur ein plötzlicher Anflug von Unwohlsein.“

„Nun, Gott sei Dank!“ entgegnete die gute Frau. „Erlauben Sie mir, daß ich die Herren mit einander bekannt mache.“

„Habe bereits auf einem Balle in Koblenz das Vergnügen gehabt,“ sagte Ildern etwas kühl.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Professor!“ sagte Graf Treuenburg, mit ausgesuchter Höflichkeit dem Manne die Hand reichend, vor dem er zum ersten Male im Leben erbebte. Woldorf erfaßte die ihm dargebotene Hand und erwiderte: „Auch ich begrüße Sie herzlich, Herr Graf, und bedauere, erst jetzt das Vergnügen zu haben; ich hätte Ihnen so manches von Ihrem Bruder erzählen können.“

„Ich wäre in der That begierig, etwas über Alfred zu erfahren,“ entgegnete der Graf, sichtlich erleichtert, daß Woldorf mit feinem Tacte jede Anspielung auf frühere Verhältnisse vermied. „Für mich ist mein Bruder wie verschollen,“ fuhr er fort; „ich weiß nichts über seine Lebensschicksale und habe nur so viel erfahren, daß er, einem unbezähmbaren Wandertriebe folgend, sich stets auf Reisen befindet.“

„Dann dürften Sie auch nicht erfahren haben," sagte Woldorf erstaunt, „daß Graf Alfred meine Schwester heirathete, die aber bald darauf starb. Doch, Verzeihung" — er wandte sich gegen die Hausfrau — „ich fürchte, die Gesellschaft zu vernachlässigen."

Graf Treuenburg war sichtlich ergriffen von der Nachricht, daß Rosa nun für immer ausruhe von dem tiefen Seelenleiden, dessen Urheber er gewesen. Er bot dem Professor mit aufrichtiger Herzlichkeit die Hand und sagte: „Ich hoffe, daß wir bald Gelegenheit finden, uns über die Vergangenheit auszusprechen. Sie werden mir recht viel von meinem Bruder erzählen."

Der eintretende Herr von Meukitz gab dem Gespräche eine andere Wendung und brachte die kleine Gesellschaft bald in die heiterste Laune. Auch bei Tische herrschte eine fröhliche Stimmung, die noch durch die Nachricht des Hausherrn erhöht wurde, daß die Gräfin Lilienfeld in Gesellschaft der Comtesse Edith an dem Ausfluge Theil nehmen würde. Nach aufgehobener Tafel hatte sich die kleine Gesellschaft in das Rauchzimmer begeben, wo man beim schwarzen Kaffee ein Stündchen verplauderte. Nach Ankunft der Gräfin Lilienfeld und ihrer Tochter versammelte sich die Gesellschaft vor dem Herrenhause. Herr von Meukitz begann mit komischem Pathos seine Anordnungen zu treffen. Er überblickte die Versammlung und sagte lächelnd: „Ich zähl' die Häupter meiner Lieben, und sieh' — Pardon, Herr Professor, daß ich Ihnen in's Handwerk pfusche! Ich will aber eine gewisse Marschordnung

arrangiren und werde dem Schicksale die Entscheidung überlassen." Er hatte aus seinem Notizbuche ein Blatt Papier genommen, dasselbe in vier Theile zerrissen und die Namen der Damen darauf geschrieben.

„Herr Graf," wandte er sich an Richard, „ich bitte, zu ziehen."

Der Graf nahm ein Zettelchen.

„Sie geleiten meine Frau auf der dornenvollen Bahn nach dem Kaiserstein," rief der Hausherr. — „Herr Professor, bitte! . . . Gut, Sie geleiten meine Tochter und können ihr bei dieser Gelegenheit einen Vortrag über den Spaziergang nach Syrakus halten. — Herr Baron Ildern, bitte! . . . Vortrefflich, Sie sind der Cavalier der Comtesse Edith; also bleibt die Frau Gräfin unter meinem und meines Sohnes Schutz."

Der Graf ertheilte den Dienern den Auftrag, mit den Wagen langsam zu folgen; dann wurde unter heiterm Geplauder die Wanderung angetreten.

Woldorf hatte Malvine den Arm geboten und schritt schweigsam an der Seite des schönen Mädchens dahin; erfüllten doch die widerstreitendsten Gefühle sein Inneres: innige Liebe und dabei der Entschluß, diesem Glücke zu entsagen!

Der Wald, in den sie traten, mit seinem geheimnißvollen Rauschen und seiner erquickenden Kühle ließ ihn diese bittern Gedanken für Augenblicke vergessen. „Wie glücklich sind doch diejenigen, denen es vergönnt ist, den größten Theil des Jahres auf dem Lande zuzubringen!" wandte er sich an seine Begleiterin.

„Ueberschätzen Sie die Vorzüge des Landlebens nicht allzu sehr, Herr Professor," erwiderte Malvine; „auch das Stadtleben hat, namentlich zur Winterzeit, seine schönen Seiten."

„Ohne Zweifel bietet die Wechselwirkung zwischen dem Stadt- und Landleben den größten Genuß," sagte Woldorf. „Ich werde nun bald wieder meine einsame Studirstube aufsuchen."

„Ist denn Ihre Ferienzeit schon zu Ende?" fragte Malvine, überrascht aufblickend, in fast zaghaftem Tone.

„Noch nicht, auch binden mich wohl meine Verpflichtungen, nicht vor Ablauf dieses Monats abzureisen. Doch gibt es Verhältnisse, die uns oft zu schnellen Entschlüssen treiben, und deshalb erbitte ich mir von Ihnen, geehrtes Fräulein, die Erlaubniß, Ludwigsfeld schon morgen verlassen zu dürfen."

Malvine, die einen vergnügten Tag zu verleben hoffte, war durch diese Erklärung wie vom Blitze getroffen; verrätherisch erzitterte ihre Stimme, als sie die Frage an Woldorf richtete: „Sind Sie vielleicht mit Ihrer Schülerin nicht zufrieden?" Mehr hätte sie nicht zu sagen vermocht, denn schon drängten sich die Thränen in die schönen Augen, welche sie zu Boden schlug.

„Ich werde, wenn Sie es erlauben, mit einer Frage antworten," sagte Woldorf. „Was muß ein Mann thun, der durch freiwillig übernommene Pflichten das Glück hat, in dem Zauberkreise eines Wesens zu athmen, zu dem seine Seele ihn mit ganzer Macht hinzieht,

und der doch jeder Hoffnung entbehrt auf eine günstige Lösung all' der tausend Bedenken, Zweifel und Befürchtungen, die sein Herz bedrängen? Ist es nicht seine Pflicht, weiter zu ziehen und seinem thörichten Herzen mit einem Male alle Hoffnung abzuschneiden, anstatt das Gefühl mit wonnigen Träumen zu nähren, die aber nie zur Wirklichkeit werden können? So ergeht es mir, und darum muß ich Ludwigsfeld verlassen."

Woldorf schwieg, heftig bewegt. Er hatte eine Antwort erwartet; doch schweigsam schritt Malvine weiter. Und so glaubte er, daß auch seine letzte Hoffnung dahin sei; er sagte daher im Tone tiefer Niedergeschlagenheit: „Sie haben kein Wort für den Scheidenden, Fräulein Malvine?"

Jetzt blieb sie stehen und sah schüchtern zu ihm empor, indem sie in leisem, innigem Tone sagte: „Die Pflicht sollte den harten Maun zurückhalten, der mich verlassen will, weil . . . er zu stolz ist, um mich zu werben."

Wie gern ließ Woldorf sich zurückhalten! — —

Noch im Laufe des Tages gab es eine traute Stunde, in welcher die Beiden ihr Herzensgeheimniß dem Herrn von Meukitz offenbaren konnten. Malvinens Vater, welchem das Glück seiner einzigen Tochter über alles ging, sah über die bürgerliche Abkunft Woldorf's hinweg und ertheilte dem Paare seinen väterlichen Segen.

So endete der Ausflug auf den Kaiserstein mit einer Verlobung.

II.

Am nächsten Morgen wurde dem Armendoctor eine freudige Ueberraschung zu Theil. Er war kaum aufgestanden, als er die Stimme seines kleinen Richard vernahm, der mit ungestümer Freude in's Zimmer und an Bürger's Hals stürzte. Zugleich trat ein Herr in's Gemach, in welchem Bürger einen der Lehrer seines Sohnes erkannte.

„Verzeihung, daß wir Sie in so früher Morgenstunde stören," sagte er. „Ich wollte Sie überraschen. In Ihrem letzten Briefe ersuchten Sie uns, den Knaben bei nächster günstiger Gelegenheit Ihrer Obhut zu unterstellen, und demgemäß nahm ich Richard mit mir hierher. Nun ich ihn übergeben, erlauben Sie mir, mich sofort wieder zu entfernen, denn ich bin nur auf der Durchreise und muß mit der Post ohne Aufenthalt weiter. Leben Sie wohl, Herr Doctor, und auch du, kleiner Brausewind!" sagte er freundlich zu Richard, der ihm den Mund zum Abschiedskusse bot. Ehe Bürger noch Zeit hatte, sich von seinem Staunen zu erholen und ein Wort des Dankes auszusprechen, war der Lehrer verschwunden.

Während Bürger noch hunderterlei Fragen des Knaben beantwortete, brachte János seinem Herrn einen Brief.

„Ich werde noch heute Morgen bei Ihnen vorsprechen," schrieb Baron Hillesheim, „da ich einzelne,

sehr wichtige Schriftstücke in der Bibliothek vergessen habe und mit Ihrer gütigen Erlaubniß eine kleine Nachsuchung halten möchte."

„Mag er kommen, der freundliche Herr," sagte Bürger zu sich selbst. „Ich werde ihm jedoch die Mühe des Suchens erleichtern und die sich vorfindenden Actenstücke aus dem Büchergewirr schon bei Seite legen."

Er begab sich mit Richard in's Bibliothekzimmer und fand nach längerer Umschau ein mit einer Schleife versehenes Bündel von Briefen, deren einer aus der losen Umhüllung glitt und zu Boden fiel. Bürger hob das Blatt auf; aber wie erstaunte er, als sein Blick auf folgende Zeilen fiel: „Ich habe vergebens nachgeforscht, ich kann Woldorf's Aufenthalt nicht erfahren. Dein treuer Freund!"

Bürger stand hier vor einem Geheimniß, um dessen Aufklärung er den Baron ersuchen wollte — da pochte es, und der angesagte Besuch trat ein.

„Herzlich willkommen, Herr Baron!" rief der Doctor dem Eintretenden entgegen. „Sie finden mich eben damit beschäftigt, die Bibliothek zu durchsuchen, um Ihnen diese Mühe zu ersparen. Doch ich bitte, sogleich das Resultat meines Forschens in Augenschein zu nehmen."

Der Baron hatte einen Blick auf das Packet geworfen und sagte: „Ergebensten Dank; bitte, bemühen Sie sich nicht weiter — das sind die gesuchten Briefe."

„Dann, Herr Baron," erwiderte Bürger lächelnd, „werde ich beichten und bitten zugleich. Der Zufall wollte, daß dies Blatt zur Erde fiel und ich beim Auf-

heben desselben absichtslos diese Zeilen las.“ Er deutete auf die erwähnte Stelle. „Nun habe ich einen treuen Freund, der sich Max Woldorf nennt, dessen Vater als pensionirter Staatsbeamter zu Potsdam starb.“

„Das ist er!“ rief der Baron in höchster Freude. „Wo ist er? Lebt er glücklich? Ich suchte ihn jahrelang und habe die Sache, des resultatlosen Forschens müde, endlich ganz aufgegeben.“

„Ja, er lebt und wirkt als Professor am Gymnasium zu Koblenz. Wenn es Sie interessirt, so kann ich Ihnen auch bekannt geben, daß er Fräulein Malvine von Meukitz heimführen wird.“

„In diesem Falle,“ meinte Hillesheim, leise zu sich selbst sprechend, „bedarf er meines Vermögens wohl nicht; denn seine Braut ist reich, sehr reich.“ Laut fuhr er fort: „Bitte, sagen Sie mir, wo lernten Sie Max Woldorf kennen?“

„In Berlin, wo er mit seiner Schwester zurückgezogen lebte. Doch ich bitte Sie, in mein Schreibzimmer zu treten,“ sagte Bürger, die Thüre öffnend und auf das Bild Rosa's deutend.

„Heiliger Gott!“ stammelte der Baron. „Wie kommen Sie zu dem Bilde? Das ist ja meine Schwester, die arme Rosa!“

Jetzt war es Bürger, der erstaunte. „Nein, das ist Woldorf's Schwester,. meine verstorbene Frau, die, wie ich von Max erfuhr, ihrer Mutter sehr ähnlich sah.“

„Was sagen Sie da? Ihre verstorbene Frau? ... Also todt! Die Arme! Doch hören Sie, Doctor, Sie sollen alles wissen — nur lassen Sie mich vorerst zur Fassung kommen.“

Er stützte sein Haupt in die Hand und sah einige Minuten lang nachdenklich zu Boden dann begann er zu erzählen.

„Ich und meine Schwester Rosa, wir waren die letzten Sprossen des in der Mark Brandenburg reich begüterten Hauses Hillesheim. Als meine Schwester zur Jungfrau heranwuchs und durch meine Eltern in die Gesellschaft eingeführt wurde, lernte sie auf einem Familienballe einen Beamten kennen, der in Folge seiner allseitigen, außergewöhnlichen Bildung und seines feinen Benehmens Zutritt in den vornehmen Kreisen hatte. Der Mann, welcher auch durch seine äußere Erscheinung fesselte, hieß Max Woldorf. Er gewann Rosa's Herz, und nach kurzer Zeit verlobte er sich mit ihr. Dadurch aber war der Friede unseres Hauses untergraben. Da Woldorf bürgerlicher Abkunft war, wollte mein Vater von dieser Verbindung nichts wissen; auch ich, in den Anschauungen des unbeugsamen Mannes erzogen, war gegen eine solche Mesalliance. Aber meine Schwester war ein Mädchen von seltener, fester Willenskraft: — sie folgte dem Manne ihrer Wahl und wurde Frau Woldorf. Jede Verbindung mit dem Hause ihrer Eltern war dadurch gelöst. Als die Eltern starben, blieb ich allein in dem Besitze des bedeutenden Vermögens. Ich lebte als Offizier in

der Residenz und vergaß die verstoßene Schwester. Ich heirathete — meine Ehe blieb kinderlos; auch meine gute Frau verlor ich nach kurzem Eheglück. Ich war kein junger Mann mehr und nahm meinen Abschied. Ich ließ nun diese Villa erbauen und lebe seitdem hier am Rheine. Nicht lange nach dem Tode meiner Frau löste sich die Rinde von meinem Herzen; ich gedachte meiner Schwester und ließ durch einen meiner Freunde in Potsdam Erkundigungen über die Familie Woldorf einziehen. Doch was mußte ich erfahren! Meine Schwester ruhte schon seit Jahren unter der Erde — ihr Gatte war ihr kurz darauf nachgefolgt. Die beiden Kinder waren fortgezogen. Wohin? Man wußte es nicht. So bin ich denn jetzt ein alter Mann, ohne Erben, doch mit dem bittern Bewußtsein, daß ich viel Unrecht gut zu machen habe."

Er schwieg und richtete den Blick auf das Bild über dem Schreibtisch.

„Jetzt verstehe ich," nahm Bürger das Wort, „warum der Name meiner Villa in ihm schmerzliche Erinnerungen weckte. Mir dies zu erklären, behielt er sich auf spätere Zeit vor."

„Ich begreife es," sagte Hillesheim niedergeschlagen, „seine Mutter wird ihm alles gesagt haben. Doch wo könnte ich den Mann finden, den Sohn meiner Schwester?"

„Er wird heute noch bei mir vorsprechen, da er mit seiner Verlobten zum Besuche auf Hohenahr erscheinen

wird, wie ich gestern erfuhr . . . . Aber da ist er ja schon!"

In freudigster Stimmung kam Woldorf rasch auf den Freund zu: „Ich klopfte und klopfte, und da Niemand herein rief, . . . doch ich störe die Herren vielleicht?" sagte er, gegen den ihm unbekannten Baron sich verbeugend.

„Durchaus nicht," sagte Bürger lächelnd. „Wir erwarteten dich. Du siehst hier in meinem liebenswürdigen Gast einen Mann, der an deinem Glücke großen Antheil nimmt — Herrn Baron von Hillesheim."

„Hillesheim!" wiederholte Max finster. „Verzeihung, dieser Name ist kein Glücksbote für mich!"

„Leider muß ich dies ganz begreiflich finden," sagte der Baron. „Doch gebe ich mich der Hoffnung hin, daß ein edeles Herz zu vergessen weiß, wenn es dem ernstlichen Vorsatze begegnet, begangenes Unrecht zu sühnen. Ich habe mehrere Jahre hindurch Ihren Aufenthalt zu erforschen getrachtet, aber ohne Erfolg. Ich wollte selbst zu Ihnen kommen, um Ihnen zu zeigen, wie aufrichtig, wie schmerzlich ich all' das Ungemach bedauere, das theilweise durch meine Schuld herbeigeführt wurde; ich wollte Sie bitten, mir das zu sein, wonach mein Herz sich so lange sehnt: mein Kind, mein Sohn! Ich wollte Sie bitten, meinen Namen zu tragen, mein Vermögen anzunehmen, da ich bald als der Letzte meines Geschlechtes zu Grabe getragen werde. Soll ich Niemand in der Welt zurücklassen,

der . . . mit einer Thräne im Auge . . . an meinem Grabe steht und . . . mein Andenken segnet?"

Weiter vermochte der alte Herr nicht zu sprechen; er hielt inne und blickte mit feucht schimmernden Augen auf Max, in dessen Brust der lange genährte Groll einer tiefen Rührung zu weichen begann.

„Nein!" rief er jetzt aus, „Sie sollen nicht einsam Ihren Lebensabend beschließen; ich werde nie vergessen, daß Sie der Bruder meiner innigstgeliebten, unvergeßlichen Mutter sind!"

Mit stürmischer Freude zog Hillesheim seinen Neffen an die Brust.

Da kam der kleine Richard in das Gemach, weil ihm die Zeit in der Bibliothek zu lang wurde. „Onkel Max!" rief er, „Onkel Max!" und stürzte in die Arme des über alle Maßen überraschten und erfreuten Professors.

„Da sehen Sie auch den Enkel Ihrer Schwester," sagte Woldorf zu Baron Hillesheim. „Es ist heute ein Tag, an dem Ueberraschungen freudigster Art sich überstürzen."

Der alte Herr nahm den Knaben auf den Schooß und sagte gerührt: „Ich habe in dieser einen Stunde mehr Freuden erlebt, als mein langes Leben mir zu bieten vermochte. Doch nun, mein lieber Max, — erlaube mir, daß ich dich so nenne — nun will ich mit dir nach Hohenahr fahren, um meiner zukünftigen Nichte meine herzlichsten Glückwünsche zu überbringen.

Darf ich dich als den künftigen Baron Max Hillesheim vorstellen?"

„Nein, lieber Onkel, . . . laß mich einstweilen glücklich sein in dem Gedanken, daß Malvine den Professor Woldorf erwählt hat."

12.

Einige Tage waren verflossen, während welchen Schloß Hohenahr keinen Gast in seinen Mauern beherbergte. Graf Treuenburg war zu den Exercir-Uebungen ausgerückt, und auf Ludwigsfeld war man zu sehr mit den freudigen Ereignissen der letzten Tage beschäftigt, als daß man daran gedacht hätte, Besuche zu machen. Die Gräfin Lilienfeld, die früher unter solchen Verhältnissen, mit einer Handarbeit beschäftigt, die Stunden in Gesellschaft ihrer Tochter in angenehmer Weise verplauderte, bemerkte jetzt mit Besorgniß, daß Edith's heiteres Wesen einem Ernste gewichen war, der bei der Jugend des Mädchens unerklärlich schien.

Eines Tages, als Edith wieder schweigsam, über eine Stickerei gebeugt, da saß und nur zeitweilig zum Fenster hinaus in's Thal blickte, sagte die Mutter: „Kind, Kind, du machst mir Sorge. Du siehst so bleich aus, und manchmal scheint es mir, als wären deine Augen vom Weinen geröthet. Sag' mir, was dich quält."

„Aengstige dich nicht, liebste Mama. Du bist daran gewöhnt, mich im Park oder in den Sälen des Schlosses muthwillig umherhüpfen zu sehen, und weil ich nun beginne, ernster zu werden, so macht dich diese Wandlung besorgt. Laß mich nicht den Schimmer der Freude vermissen, der stets dein liebes Mutterauge verklärte."

„Herr Doctor Bürger!" meldete der Diener.

„Uns herzlich willkommen!" antwortete die Gräfin.

„Ich erlaube mir, den Damen einen guten Tag zu wünschen," sagte der Eintretende, den kleinen Richard an der Hand führend, „und bitte um die Gunst, Ihnen meinen Knaben vorstellen zu dürfen, dessen Erziehung ich nun selbst leiten will."

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Doctor," erwiderte die Gräfin. „Sie sind jetzt ein so seltener Gast auf Hohenahr. Komm, lieber Kleiner," rief sie dem Knaben zu, der schüchtern an der Seite seines Vaters stehen geblieben war, nun aber auf die Gräfin zuschritt und ihr die Hand küßte.

„Seht einmal den kleinen Cavalier an, wie ernst er auftritt! . . . Sage mir einmal, mein Herzblättchen, welche von uns wirst du denn deine Mama nennen, damit wir nicht beide mit diesem Titel bedacht werden, wie es uns schon einmal geschah?" fügte sie scherzend hinzu.

Der Knabe sah sinnend bald in das herzensgute Antlitz der Gräfin, bald auf Edith und rief plötzlich, auf die Comtesse zueilend: „Diese ist meine Mama;

sie ist schöner als du!“ Edith fing den Knaben in den Armen auf und küßte ihn. „Wenn du mich zur Mama erhoben hast,“ sagte sie, „so mußt du diese Dame da Großmama nennen. Dann sind Irrthümer nicht zu befürchten.

„Der kleine Mann versteht auch schon, der Jugend den Vorzug zu geben,“ sagte die Gräfin. „Und in der That, nur sie vermag uns Glanz zu verleihen. Unwillkürlich kam mir dies Dichterwort in den Sinn, als die Verlobung des Fräuleins von Meukitz mit dem jungen Professor verkündet ward. Dieser macht eine gute Partie.“

„Wie man zu sagen pflegt,“ ergänzte Bürger. „Und doch brachte gerade die »gute Partie« in ihm den Entschluß zur Reise, alle Hoffnungen auf Erreichung seines Glückes aufzugeben. Ein Zufall nur und der Umstand, daß Herr von Meukitz das Glück seiner Tochter nicht von einem weitverzweigten Stammbaume abhängig macht, führten die schöne Lösung herbei.“

„Halten Sie dies für ein Vorurtheil, Herr Doctor?“ fragte Edith, ihren Blick erwartungsvoll auf den schönen Mann heftend.

„Die Frage, gnädige Comtesse, läßt sich nicht mit einem Worte beantworten,“ erwiderte er ernst. „Ich finde es begreiflich, daß eine Familie stolz ist auf einen Namen, der Jahrhunderte lang schon im Schmucke unbefleckter Ehre erglänzte. Diesem Namen jedoch das Herz zum Opfer zu bringen, das halte ich für ein Vorurtheil, das übrigens auch eine sogenannte Geld-

Aristokratie erzeugte, welche mit blödem Eigendünkel auf die Goldsäcke zeigt, die ein vortheilhafter Woll- oder Häringshandel ihr eingetragen hat. . . . Doch, um auf meinen Freund Woldorf zurückzukommen, ihm wäre schon die Gelegenheit geboten, einen noch glänzendern Namen zu tragen, als den, welchen seine Frau ihm zum Opfer bringt."

„Ach ja," meinte die Gräfin kleinlaut, „das sind eigenthümliche Verkettungen. Ich staunte, als ich derartige Enthüllungen vernahm. Es ist eine recht ereignißreiche Zeit. Doch nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doctor; Sie sollten dem jungen Manne rathen, das edele Anerbieten des Barons nicht auszuschlagen."

„Das hieße, meinen Freund seiner schönsten Illusion berauben, da ihn die Ueberzeugung stolz macht, daß Fräulein Malvine ihn selbst höher schätzt als Reichthum und Adel. Es war ein günstiger Zufall, daß die Enthüllungen des Baron Hillesheim erst nach der Verlobung erfolgten. Woldorf hätte in der Anwartschaft auf einen glänzenden Namen und ein bedeutendes Vermögen kühn vor die Eltern Malvinens treten können, doch das Jawort der Erkorenen hätte nicht das beispiellose Glück in seiner Brust erweckt, dessen er sich jetzt erfreut — er hätte im Gegentheil stets gerechtfertigten Zweifel genährt. Es ist besser so. Mit der Zeit wird ja Woldorf den Namen seines Oheims annehmen. . . . Doch ich habe schon zu lange verweilt," fügte der Doctor bei, indem er sich erhob. „Richard, empfiehl dich bei den Damen!"

Der Knabe küßte denselben die Hand, und sein Vater verabschiedete sich mit dem Versprechen, den kleinen Richard, der im Sturme die Herzen der beiden Damen erobert hatte, öfter nach dem Schlosse zu bringen.

Nachmittag war es. Die Sonne strahlte am wolkenlosen Firmamente. Bürger saß in seinem Schreibzimmer und blickte sinnend in die Landschaft hinaus. Der kleine Richard schlief auf dem Ruhebette. Plötzlich stand Bürger auf und strich mit der Hand über die Stirne. „Ich muß den Himmel über mir, das weite Land vor mir sehen," sagte er zu sich, „um mich mit dem Gedanken zu trösten, daß die Erde Raum genug hat für denjenigen, der eine unglückliche Liebe in seiner Brust verborgen trägt und hoffnungslos umherirrt. . . Edith!"

Es war das erste Mal, daß er den theuern Namen in dieser Weise aussprach. Er küßte den Knaben auf die Stirne und schritt zur Thüre hinaus.

Der Park des Schlosses Hohenahr war das Ziel seiner Wanderung. Planlos wandelte er unter den dichtbelaubten Bäumen dahin. Die Wege schlängelten sich bis zum Haupteingange des Schlosses; er schlug jedoch einen Pfad ein, der bis an die rückwärtige, noch von der ursprünglichen Burg herrührende Mauer führte. Diesen Theil des Parkes hatte er noch nie betreten, und wie das auf den Wegen üppig emporwuchernde Gras nebst dem dichten Gestrüppe verrieth, hatte auch des

Gärtners Hand hier nicht gewaltet; und doch bot eben dieser unbeachtete Theil des Gartens eine herrliche Fernsicht in das romantische Thal. Bürger stand vor der alten Mauer, von welcher herab eine verfallene Stiege in den Park führte. Die Steine waren theilweise zerbröckelt, und einzelne Stufen fehlten ganz. Er trat nahe herzu, um den Eingang zum Schlosse zu erspähen — da erblickte er Edith, die behutsam auf den Steinen herabschritt, wovon einzelne sich aus ihrer schwachen Verbindung lösten und polternd in's Thal kollerten. Edith gewahrte den Doctor nicht, denn sie hielt ihre Blicke auf die Stufen gerichtet. Plötzlich blieb sie stehen und schlug das Auge auf — aber sie blickte hinaus in das weite Land. Dann schritt sie weiter, und schon war sie in Bürger's Nähe — doch da fehlte eine Stufe. Behutsam setzte sie den kleinen Fuß auf einen Stein — er löste sich, sie glitt aus und wäre gefallen, wenn nicht Bürger, der rasch hervorgetreten war, sie mit starken Armen aufgefangen hätte. Schreck und Ueberraschung hatten ihr für eine kurze Minute die Sprache geraubt.

Mehr als eine Stunde mochte wohl schon verflossen sein, und noch immer schritten Edith und Bürger in traulichem Gespräche durch den Park.

Jetzt aber schickte sich Edith zur Rückkehr in's Schloß an und sprach: „Laß mich allein mit meiner Mutter sprechen. Laß mich ihr sagen, wie mein Herz zu dem Glücke erwacht ist, mich dein nennen zu dürfen!"

„Nun, es sei, wie du wünschest," erwiderte Bürger, „doch ich fürchte, daß mächtige Hindernisse sich unsern Wünschen entgegen stellen."

„Alfred," sagte Edith mit Selbstgefühl, „es gibt kein Hinderniß, sei ohne Sorgen! Man hat mich zu dem Verlöbniß genöthigt; ein erzwungenes Versprechen aber bindet nicht."

Sie eilte elastischen Schrittes den Weg hinauf zum Schlosse, indeß Bürger seiner Villa zuschritt. Er hatte kaum hundert Schritte vorwärts gethan, als Richard Treuenburg vor ihm stand. Ohne Bürger's Gruß zu erwidern, fragte er in erregtem Tone: „Haben Sie Comtesse Edith gesehen?"

„Eben verabschiedete ich mich von ihr," entgegnete Bürger ruhig; „sie ging in das Schloß."

„Sie scheinen mit besonderer Sorgfalt zu Ihren Spaziergängen im Parke jene Stunde auszuwählen, welche auch Comtesse Edith zur Promenade benützt. Sie mißbrauchen die Liebenswürdigkeit der Gräfin Lilienfeld in unverantwortlicher Weise, und was die Comtesse anbelangt, so bedeute ich Ihnen, daß dieselbe meine Braut ist."

„Ich würde es jedem Andern verweigern, über mein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben," antwortete Bürger mit ernster Ruhe; „bei Ihnen, Herr Graf, muß ich eine Ausnahme machen, denn eine eigenthümliche Verkettung der Umstände erheischt es. Ich ersuche Sie deshalb, mir die Ehre Ihres Besuches zu schenken — wenn möglich, noch heute, jetzt gleich.

Es handelt sich um den letzten Wunsch einer sterbenden Mutter und um das Vermächtniß einer Unglücklichen, die mit Ihrem Namen auf den Lippen von der Erde schied. Ich bitte, Herr Graf."

Bürger war, ohne eine Antwort abzuwarten, weitergeschritten; Graf Treuenburg folgte, denn die geheimnißvollen Worte des Doctors hatten nicht verfehlt, einen mächtigen Eindruck auf ihn zu machen. Unwillkürlich dachte er an Rosa.

Die beiden Männer waren in der Villa angelangt. „Ich bitte einzutreten," sagte Bürger, die Thüre zu seinem Schreibzimmer öffnend.

Graf Treuenburg hatte kaum die Schwelle überschritten, als er Rosa's Bild erblickte. Ueber seine sonst harten, strengen Züge legte sich ein Schleier der Wehmuth; die Erinnerung an vergangene Tage wurde in seiner Seele wach. Der kleine Richard, der mit seinen Bleisoldaten gespielt hatte, eilte dem Doctor entgegen und faßte dessen Hand, den fremden Besuch starr anblickend.

„Wie kommen Sie zu dem Bilde der verstorbenen jungen Gräfin Treuenburg?" fragte endlich der Graf.

„Das eben ist es, was ich Ihnen sagen wollte, um mein Benehmen zu rechtfertigen," entgegnete Bürger. „Dieses Bild und dieser Knabe sind das Vermächtniß meiner Frau — denn ich bin Alfred Graf Treuenburg."

Der Eindruck dieser unerwarteten Erklärung auf den Grafen war so mächtig, daß er wie besinnungslos einige Augenblicke da stand und die Augen nieder-

schlug. Endlich beugte er sich zu dem Knaben nieder und zog ihn an sein Herz, das wohl noch nie in so edeler Regung geschlagen. Seinem Bruder reichte er die Hand und sprach mit bebender Stimme: „Alfred, das ist des Edelmuthes zu viel, du bist ein wahrer Edelmann!"

„Nun bin ich dir noch eine Aufklärung schuldig, welche dir begreiflich machen soll, warum ich in der Nähe Edith's lebte. Es war unserer Mutter letzter Wunsch. Ich kam und sah Edith, deine Verlobte. Hätte sie dich geliebt, ich wäre unerkannt, wie ich kam, wieder fortgezogen. Doch Edith liebt dich nicht, du mußt es selbst wissen. Sie schloß mich innig in ihr Herz; ich fordere sie und mein Glück aus deinen Händen!"

„Ja, Alfred!" rief der Graf, seinen Bruder stürmisch an's Herz drückend. „Ich sehe ein, daß nur du dieses edele Wesen glücklich machen kannst. Ich werde jetzt nach Hohenahr hinaufgehen und dort die Comtesse ihres Wortes entbinden. Den Buben aber nehme ich mit."

„Blicke hinauf zu Rosa's Bildniß," sagte Alfred, „und ehre ihr Andenken. Richard ist mein Sohn, er muß es bleiben."

Richard hielt Wort und begab sich ungesäumt auf das Schloß. Er fand die Gräfin Lilienfeld in Thränen, welche durch Edith's offenes Geständniß hervorgerufen waren; denn so sehr sie auch den Doctor Bürger hochachtete, konnte sie sich dennoch mit dem Gedanken nicht vertraut machen, einen Mann von bürgerlicher Abkunft

als ihren Schwiegersohn anzuerkennen. Wie groß war nun ihre freudige Ueberraschung, als Graf Richard ihr erklärte, der Armendoctor Bürger sei sein jüngerer Bruder, Graf Alfred, und er selbst gebe Edith das Verlobungswort zurück!

Der nächste Tag gestaltete sich zu einem Freudentag auf Schloß Hohenahr. Die Familie von Meukitz, den Professor mit eingerechnet, war dort anwesend und nahm herzlichen Antheil an dem Glücke der Verlobten. Als am Abend die Gäste das Schloß verlassen hatten, schritt Edith, auf Alfred's Arm gestützt und den kleinen Richard an der Hand führend, hinab in den Park. Sie setzten sich auf eine Rasenbank und schauten in stiller Herzenswonne hinaus in die schöne Landschaft, indeß Richard sich im Grase tummelte. Die Berge erglühten unter dem Abschiedskusse der untergehenden Sonne; der Rhein rauschte den Beglückten seine Grüße zu. Da klangen die Abendglocken aus den umliegenden Dörfern herauf.

Richard sprang zu Edith und sagte: „Mama, bete mit mir, wie ich's im Institut gelernt habe. Dann sing' ich dir auch ein schönes Liedchen."

„Nun, welches Lied willst du mir denn singen, mein Herzblättchen?" fragte Edith, dem Knaben die Locken von der Stirne streichend.

„Nun danket Alle Gott!"

Die drei Feldmarschalls.

Eine bisher unbekannte Episode

aus dem Leben des „alten Dessauer“.

Von

Karl May.

1.

Es war eine schlimme Zeit für Deutschland und ganz besonders auch für die Bewohner der brandenburgisch-hannover'schen Grenze. Friedrich der Große hatte gegen Maria Theresia von Oesterreich losgeschlagen. Kurfürst Georg August von Hannover, der als Georg II. auch König von Großbritannien war, hielt es als Reichsfürst und Garant der Pragmatischen Sanction für seine Pflicht, gegen Preußen Front zu machen. Darum erhielt der Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau von Friedrich die Ordre, Brandenburg gegen einen Einfall Georg's zu schützen, und legte längs der Scheidelinie zwischen den beiden Ländern seine „Buntröcke" auf die Lauer, die, in einer langen Kriegsschule gestählt und abgehärtet, nichts sehnlicher wünschten, als hinüberstürmen und neuen Ruhm zu dem alten erwerben zu dürfen.

Leider ging dies nicht so schnell, als sie es erwarteten. Der Befehl lautete nicht auf Offensive, sondern nur auf den Schutz der Grenze; Leopold durfte

also nicht, wie er gern wollte. Das wußten die Hannoveraner sehr wohl und darum fühlten sie sich sicher. Sie blinzelten lustig hinter den Marksteinen herüber, huschten zuweilen auch etwas weiter als rathsam war, in das feindliche Gebiet hinein und trieben dabei allerlei Schabernack, der ganz geeignet war, die Geduld der Preußen auf eine harte Probe zu stellen.

In der an der Löcknitz und ungefähr eine halbe Stunde von der Elbe gelegenen Stadt Lenzen im Kreise Westpriegnitz des Regierungsbezirks Potsdam war Wochenmarkt. Die Bauern der Umgegend strömten schon am frühen Morgen herbei, um den Erlös für ihre Feld- und Gartenfrüchte zum Ankauf derjenigen Nothwendigkeiten zu verwenden, welche ihnen auf ihren Dörfern nicht geboten wurden.

Sämmtliche Gasthöfe und Schankwirthschaften des Ortes waren stark besucht; nirgends aber waren die Tische so dicht besetzt wie in dem „Blauen Stern“. Dort verkehrten die Landbewohner am liebsten, weil Fährmann, der Wirth, stets für ordentliche Stallung und gutes Futter sorgte, alle Neuigkeiten zu erzählen wußte und neben den besten Speisen und Getränken auch dieses und jenes zum Vorschein brachte, was einem klugen und verschwiegenen Manne von Nutzen sein konnte. Er stammte aus dem hannover'schen Lüchow, hatte viele alte Beziehungen über die Grenze hinüber und galt unter seinen nähern Bekannten für einen Mann, dem die berühmte Streusandbüchse des heiligen

römischen Reiches deutscher Nation nicht gar sehr an das Herz gewachsen sei.

In der hintersten Ecke der Schankstube, da, wo der Familientisch des Gastgebers stand, saß ganz allein eine kurze, dicke Gestalt, welche mit gelangweiltem Blick den Bewegungen Fährmann's folgte, der es sehr eilig hatte, die zahlreichen Gäste zu befriedigen. Schon einige Male hatte er beruhigend herübergewinkt oder im Vorbeistreifen ein halblautes „Ich komme gleich!" gerufen, war aber zu sehr in Anspruch genommen, um bald Wort halten zu können.

Da endlich erhob sich der Dicke, griff nach Stock und Kopfbedeckung und rief: „Wirth, bezahlen!"

Jetzt holte Fährmann seine Frau zur Stellvertretung aus der Küche und trat dann herbei. „Ist's denn gar so eilig zumal?" zürnte er laut. „Könnt' doch wohl warten, bis man die Hand frei hat!" Leise aber setzte er, das Geld in Empfang nehmend, hinzu: „Hast Neuigkeiten?"

„Ja."

„Geh' in die Scheune, da ist's sicher! Ich komm' gleich nach."

Der Dicke verließ grüßend die Stube. Fährmann ließ einige Minuten vergehen, ehe er ihm durch die Küche folgte.

Kaum aber hatte er die Thüre hinter sich, so bewegte sich auf dem Canapee hinter dem Tische eine Gestalt, welche bisher laut schnarchend dort gelegen hatte, rieb sich gähnend die Augen, erhob sich langsam

und unsicher und stolperte dann wie noch halb schlaftrunken durch die Reihen der Gäste hinaus auf den Flur. Dort angekommen, sah sie sich vorsichtig um. Es war ein junger, hochgewachsener und breitschulteriger Mann von ungewöhnlich kräftiger Körperbildung. Als er sich unbeobachtet sah, verschwand sofort der schläfrige Ausdruck aus seinem Gesicht, die muntern Augen leuchteten befriedigt auf; mit einigen raschen Schritten trat er in den Hof und von da in den Pferdestall. Er schien zu wissen, daß dieser durch eine wenig oder gar nicht gebrauchte Thüre mit der Scheune in Verbindung stand.

Es befand sich kein Mensch im Stalle. Leise und vorsichtig zog er die Thüre auf und lauschte. Ein kaum vernehmliches Geflüster überzeugte ihn, daß die heimliche Unterredung auf der Tenne stattfand und er also ungesehen in denjenigen Theil der Scheune treten konnte, der von der Tenne gewöhnlich durch eine Bretterwand getrennt wird und den Namen Pansen zu führen pflegt. Er that es, zog die Thüre hinter sich zu und schlich sich mit unhörbaren Schritten an den Verschlag, hinter welchem die Beiden standen. Er konnte jedes Wort vernehmen.

„Hier hast du das Geld, Fährmann! Einundzwanzig Thaler für einundzwanzig Recruten, die du uns zugeschwenkt hast. Zähle sie durch; es geht im Finstern."

Das Scheunenthor war geschlossen, so daß es ziemlich dunkel in dem Raume war. Ein leises, silbernes

Klingen ließ sich vernehmen; dann klang die gedämpfte Stimme des Wirthes: „Das Geld ist richtig. Soll ich fortfahren mit der Sendung?"

„Das versteht sich! Der Major von Zachwitz, der auf dem Schlosse liegt, ist sehr zufrieden mit den Kerls, die er von dir bekommen hat. Er will mehr haben und zahlt gern zwei Thaler für den Kopf, die wir dann theilen, du und ich. Das ist ein gutes Geschäft, von dem wir, wie es eingerichtet ist, keinen Schaden, sondern nur Gewinn haben können. Am liebsten sind ihm natürlich ausexercirte Leute, für die er das Doppelte bietet. Kannst du denn nicht zuweilen auch so etwas schicken?"

„Will's versuchen; wir haben ja zumal die ganze Stadt jetzt voll solcher Kerls, denen es gar nichts schaden kann, wenn sie des Königs Rock mit dem kurfürstlichen vertauschen."

„Und was ich dir noch sagen wollte: könnten wir zuweilen einen Offizier im Stillen kapern, so gäbe es ein Gaudium, von dem dein Beutel auch seinen Theil bekommen würde. Man kann so einen Herrn zwar nicht in der Weise zur Verwendung bringen wie einen Gemeinen; aber gefangen ist er doch und wird gezwungen, Neutralität zu schwören."

„Das geht nicht, Hämmerlein. Ich kann doch unmöglich einen Offizier mit einem Auftrage zu dir über die Grenze hinüberschicken. Ich möchte nur sehen, wie der mich zumal andonnern würde!"

„Hast Recht; aber geht's nicht so, dann geht's auf andere Weise. Es schleichen genug dieser Herren die Grenze auf und ab, um die Patrouillen zu überwachen und zu recognosciren, wie sie's nennen. Wie du es anfängst, das ist deine Sache; aber du könntest sicher manches erlauschen und sofort Nachricht senden. Meinst du nicht?"

„Hm, will's versuchen. Die Hauptsache ist, daß es auch etwas abwirft!"

„Darüber mach' dir nur keine Sorgen. Und überdies solltest du schon um der Anna willen gut zu mir halten. Sie ist das einzige Kind, und dein Ludwig findet sicher im ganzen Lande keine bessere Gelegenheit."

„Das möchte ich gelten lassen; aber das Mädchen scheint sich zumal nicht viel aus ihm zu machen. Der Bellheimer, oder wie der Mensch heißt, liegt ihr im Kopfe."

„Laß das gut sein, Fährmann. Ich will ihr den preußischen Wachtmeister schon versauern, daß ihr der Appetit nach ihm vergeht! Sie ist sonst nicht ohne Verstand und Ansicht; sie wird sich gewiß noch geben."

„Ist er denn gar ein so ansehnlicher Kerl, daß er einem Mädchen wie der Anna den Sinn ganz und gar verdrehen kann?"

„Hübsch ist er, das muß man ihm lassen; lang, breit, stark wie ein Goliath, und dazu Courage im Leibe wie kein Zweiter. Er soll auch beim alten Dessauer gewaltig gut angeschrieben sein und zu allerlei Dienst benutzt werden, wozu Muth und Körperkraft erforder-

lich ist. Das hat er beides in gutem Maße und ist noch obendrein schlau und listig wie ein Fuchs; das habe ich ja selbst schon oft erfahren."

„Wie so?"

„Ja, das ist ja eben mein Aerger. Denke dir nur, er weiß, daß ich ihm nach dem Leder trachte, und kennt auch die sonstigen Gefahren sehr genau, die es drüben für ihn gibt. Dennoch wagt er sich öfters hinüber, wo er dann nicht nur hinter meinem Rücken mit dem Mädchen schamerirt, sondern oft auch so dreist ist, bei mir einzukehren und ein Bier zu verlangen."

„So laß ihn doch festnehmen! Das gäbe zumal gleich einen Ausexercirten und schaffte ihn dir sofort vom Halse."

„Das ist bald gesagt, aber nicht so leicht gethan, wie du denkst. Er ist so stark, daß er es mit einem halben Dutzend kräftiger Kerls gern und gut aufnimmt. Auch kommt er nur dann herein, wenn er sicher ist, keine Uebermacht zu finden. Schicke ich dann heimlich nach Succurs, so ist er plötzlich fort wie weggeblasen, und ich habe den Aerger und das Nachsehen."

„So laß ihn doch verfolgen, zumal er doch nicht verschwinden kann!"

„Hab's öfters versucht, hilft aber nichts; denn er ist in Wustrow zu Hause und kennt die Gegend wie seine eigene Tasche. Ist er einmal fort, so will ich den sehen, der ihn findet! Ein einziges Mal nur ist er von einem Corporal und noch Zweien auf dem Heimwege gefaßt worden. Und was war die Folge? Er

hat die Drei durchgebläut, daß ihnen der Verstand vergangen ist, und sie dann mit ihren eigenen Waffen vor sich her und über die Grenze getrieben, wo man sie in preußisches Tuch gesteckt hat."

„Da ist er ja ein ganz verzweifeltes Subject, das ich wahrhaftig gern einmal sehen möchte. Aber jetzt muß ich hinein. Hast du noch etwas zu sagen?"

Der Lauscher fand es gerathen, sich jetzt zurückzuziehen. Er schlug denselben Weg ein, welchen er gekommen war, gelangte glücklich wieder in den Flur und trat mit verschlafenem Gesicht, anscheinend müde, in die Stube, wo er einen Schluck aus seinem Glase nahm und dann, wie vorhin, in abgewendeter Lage und das Gesicht unter die vorgestreckte Hand verbergend, sich auf das Canapee streckte.

Der bald zurückkehrende Wirth schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit; er war gewohnt, dergleichen verschlafene Gesellen bei sich zu sehen, und hatte mit den andern Gästen genug zu thun.

Da öffnete sich die Thüre und es trat ein Mann ein, der mit raschem Blick den Raum überflog und den hintersten Tisch als den einzigen erkannte, an dem noch Platz zu finden war. Mit langen Schritten wand er sich durch die Menge der Gäste und ließ sich auf demselben Stuhl nieder, den der geheimnißvolle Dicke vorher eingenommen hatte.

Die Anwesenden konnten nicht umhin, ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken, deren Grund in der über-

raschenden Aehnlichkeit lag, welche er mit dem Wirth hatte. Beide waren lang und hager, aber sehnig gebaut; beide hatten die Sechszig jedenfalls überschritten, trugen denselben dunkeln Schnurrwichs und konnten in Folge ihrer beiderseitigen Gesichtszüge leicht für Brüder gelten. Der neu Angekommene trug einen blauleinenen Kittel, hatte eine dickstielige Lederpeitsche über die Schulter geschnallt und mußte trotz der frühen Tageszeit schon einen ansehnlichen Weg zu Fuß zurückgelegt haben; denn die wohlgeschmierten Aufziehstiefel, welche die ganze Länge seiner Beine bedeckten, waren bis über die Kniee herauf mit Staub und Schmutz bedeckt.

„Heda, Wirthschaft!“ rief er, als er nicht sofort nach seinem Begehr gefragt wurde, „soll man hier im »Blauen Stern« etwa verdursten?“

„Nur sachte da hinten,“ antwortete Fährmann; „oder glaubt Er vielleicht, daß ich nur auf Ihn gewartet hab’?“

„Raisonnire Er nicht, sondern spute Er sich ein wenig, damit ich einen Krug Frisches bekomme!“

Bei dem Klange dieser tiefen, dröhnenden Stimme war der auf dem Canapee Liegende zusammengezuckt, hatte aber seine Stellung ruhig beibehalten.

„Da hat Er sein Bier,“ meinte Fährmann, den Krug vor den Gast hinstellend, „und nun wird Er wohl zufrieden sein!“

„Wenn der Trunk gut ist, ja; sonst aber kann Er seine Brühe selber trinken.“

Er kostete, schnalzte wohlgefällig mit der Zunge und leerte dann das Gefäß in einem Zuge. „Noch einen!“ befahl er schmunzelnd.

„Nun, schmeckt's?“

„Besser, als man es bei Ihm denken sollte.“

Fährmann holte das Verlangte und nahm sich dann Zeit zu einigen neugierigen Fragen. Der Unbekannte schien ihm Interesse einzuflößen.

„Er muß schon weit gelaufen sein, daß Er einen solchen Durst hat. Man sieht es auch an Seinen Stiefeln. Woher des Wegs, he?“

„Weither.“

„So, da ist man zumal so klug wie vorher! Und wohin die Reise?“

„Weiterhin!“

„Donnerwetter, Alter, Er ist verteufelt kurz angebunden!“

„Kann Ihm nichts schaden.“

„Meint Er? Ihm wär's vielleicht auch mehr von Nutzen, wenn Er zumal auf eine gut gemeinte Frage etwas reputirlicher antwortete. Man sieht und hört es Ihm doch gleich an, womit Er umgeht.“

„Ach? Nun, womit denn?“

„Doch nur mit dem lieben Vieh.“

„Da hat Er Recht; denn eben jetzt habe ich diesen lieben Umgang. Er ist ein großer Scharfsinn, hört Er!“

„Pah! Wer täglich einige hundert Gäste bei sich sieht, der kennt den Viehhändler schon auf eine halbe

Stunde weit. Er will wohl nach der Lenzerwische, um Pferde oder Rinder einzukaufen?"

„Fällt mir gar nicht ein! Habe eine ganze Heerde in Perleburg losgeschlagen und will nun ledig hinüber nach Clenze, wo ich zu Hause bin," antwortete er mit einem eigenthümlichen Zucken der Bartspitzen.

„Da ist Er also ein Hannoveraner?" fragte Fährmann, indem er sich einen Stuhl herbeizog und seinem so eben eingetretenen Sohne ein Zeichen gab, sich einstweilen der andern Gäste anzunehmen. „Und in Clenze daheim? Da stammen wir ja gar nicht weit auseinander; meine Heimath ist Lüchow. Hat Er auch einen guten Paß, um zumal unangefochten durch die Sperre zu kommen?"

„Paß? Hm, woher soll ich ihn haben? Werde schon ohnedies hinüberkommen."

„Da täuscht Er sich gewaltig!" Der Wirth senkte den Kopf etwas tiefer, um von keinem Andern gehört zu werden, und flüsterte, nachdem er sich mit einem Blicke auf das Canapee überzeugt hatte, daß der dort Liegende fest schlafe: „Wäre Er eher gekommen, so hätte sich Ihm eine gute Gelegenheit geboten, glücklich zu passiren."

„Wie so?"

„Es war Einer da bei mir, der alle Schliche kennt und Ihn gern mitgenommen hätte. Ich sage Ihm das, weil Er mein Landsmann ist und den Potsdamer Flötenspieler gewiß auch nicht leiden mag."

„Hm, Er ist ja ein guter Patriot! Wer ist es denn, der hier gewesen ist? Vielleicht ist mir der Mann auch bekannt; ich kenne die Sorte, zu der er gehört, so ziemlich genau.“

„Wirklich? Ja, die Kurfürstlichen sind brave Leute und halten immer sehr gut zusammen. Ich kann Ihn gleich einmal auf Seine politische Meinung prüfen, und wenn Er den Mann kennt, den ich zumal meine, so darf man Vertrauen zu Ihm haben. Es ist ein Gastwirth aus einem Orte an der Zehre. Nun?“

„Himmelelement, wohl gar der Hämmerlein aus Gartow, he?“

„Wer soll's denn anders sein? Er kennt ihn? Woher denn, wenn ich fragen darf?“

„Hm, ich weiß nicht, ob ich es Ihm sagen kann.“

„Warum denn nicht, he?“

„Weil's gefährlich ist. Der Hämmerlein hat so ein kleines Geschäft mit Leuten, die für einen hübsch gewachsenen Burschen immer ein gutes Auge haben, und ich bin gar oft — hm, versteht Er mich?“

„Vollkommen. Und da es so steht, will ich Ihm einen Weg beschreiben, auf dem Er bequem hinüberkommt, ohne belästigt zu werden.“ Er griff in die Tasche und versuchte, seine Beschreibung durch eine auf die Tischplatte geworfene Zeichnung anschaulicher zu machen, die er mit der Kreide so geläufig ausführte, daß man merken mußte, er sei den betreffenden Weg schon oft selbst gegangen. „So, nun ist Er sicher, daß

Ihm die Leute des alten Grobians nicht in die Quere kommen."

„Des alten Grobians? Wen meint Er denn da?"

„Nun, den Dessauer, der voller Flüche und Grobheiten steckt, wie der Hund voller Flöhe."

„Ach so," klang es unter dem gewaltig zuckenden Schnurrbart hervor. „Wenn Er ihn so gut kennt, so nehme Er sich nur in Acht, daß Er ihm nicht einmal in die Tatzen läuft; dann könnte Er erfahren, was so ein Floh für eine heillose Creatur ist."

„Pah, vor dem alten Kerl fürchte ich mich noch lange nicht."

„Gut für Ihn. Jetzt aber adjes und schönen Dank für Seinen guten Rath."

Er erhob sich, bezahlte seine Zeche und schritt zur Thüre hinaus. Draußen schlug er die Richtung nach dem Marktplatz ein. Dort begegnete ihm ein junger Cornet, welcher, den einfach gekleideten und beschmutzten Mann gar nicht beachtend, sporenklirrend an ihm vorüber wollte. Mit einem raschen Griff aber hatte er ihn bei der Achselschnur.

„Halt! Front! Augen grad' aus!" commandirte er. „Sage Er mir einmal, wo der Herr Oberstwachtmeister von Dennau in Quartier liegt?"

„Wer ist Er denn, Er Flegel, daß Er es wagt, einen Offiz—"

„Maul halten! Ordre parirt!" donnerte es da dem erzürnten Kriegshelden entgegen. „Will Er Himmel-

elementer mir wohl auf der Stelle meine Frage beantworten?"

Die Stimme des alten Viehhändlers klang so unwiderstehlich, daß der Angeschmetterte unwillkürlich den Arm erhob und, vorwärts zeigend, in kleinlautem Tone beschied: „Dort um die Ecke, das zweite Haus links, eine Treppe."

„Schön! Augen rechts! Rechts abgeschwenkt! Marsch!"

Das an der Thüre des beschriebenen Hauses stehende Schilderhaus ließ dasselbe als das Quartier des Platzcommandanten erkennen. Der Händler schritt an der Schildwache vorbei, stieg die Treppe empor und öffnete die erste beste Thüre, die sich ihm entgegenstellte. Zwei Unteroffiziere befanden sich in dem Raume, den er betrat.

„Wer ist Er, und was will Er?" fragte der Eine ihn mit barscher Stimme.

„Ist der Herr Oberstwachtmeister von Dennau zu Hause?"

„Was will Er von dem Herrn?"

„Das geht Ihn wohl nichts an. Ich frage, ob der Herr Oberstwachtmeister zu Hause ist?"

„Und ich frage, was . . ."

„Will Er wohl sofort Seinen naseweisen Schnabel zuklappen, Er Tausendschwerenöther Er? Ich —"

„Schnabel? Naseweis?" unterbrach ihn der Unteroffizier, auf ihn zutretend und ihn beim Arme packend. „Sofort komme Er mit herunter auf die Wache! Ich

werde Ihm den naseweisen Schnabel mit dem Stocke auf das Leder zeichnen lassen, daß . . ."

„Was ist denn das für ein heidenmäßiger Scandal hier außen?" fragte es da mit scharfem Tone in das Raisonnement hinein. Es war der Oberstwachtmeister selbst, welcher sich in seinem Zimmer mit einigen Offizieren im Gespräche befunden hatte und zornig die Thüre aufriß. „Wer ist der Störenfried, der sich untersteht, hier in . . ."

„Der Störenfried?" meinte der Viehhändler, indem er sich herumdrehte. „Seht ihn Euch doch einmal an, Herr Oberstlieutenant!"

„Himmeldonnerw . . ., wollte sagen, bitte tausend Mal um Verzeihung, Durchlaucht Excellenz! Konnte unmöglich wissen, daß . . ."

„Schon gut, schon gut! Macht aber ein andermal die Augen besser auf, ehe Ihr schimpft."

Er trat in das Zimmer, wo ihn die überraschten Herren in strammer, vorschriftsmäßiger Haltung empfingen.

„Guten Morgen! Habt wohl nicht gedacht, daß heute solcher Besuch nach Lenzen kommt? Na, wollte 'mal sehen, wie's hier geht und steht. Habt doch gestern meine Ordre empfangen, Herr Oberstwachtmeister, was?"

Der Gefragte stand vor ihm, die kleinen Finger an den Hosennäthen und steif wie ein Ladestock.

„Zu Befehl, Excellenz, ja."

„Habt Ihr den Kerl?"

„Darf ich gehorsamst fragen, welchen Kerl?"

„Welchen Kerl? Nun, wen anders als den Hämmerlein?"

„Hämmerlein? Habe den Namen noch nie gehört. Ich bitte unterthänigst, mich zu informiren, wer . . ."

„Hämmerlein . . . nie gehört . . . zu informiren?! Da sollen doch gleich zehn Millionen Granaten dreinschlagen! Ihr habt meine Ordre erhalten und bittet unterthänigst um Auskunft über den Hämmerlein?"

„Excellenz halten zu Gnaden, ich erlaubte mir, nach Empfang der Ordre sofort den Lieutenant von Wrede in das Hauptquartier zu senden, um zu sagen, daß die Ordre . . ."

„Wrede . . . Hauptquartier . . . Ordre? Warum schickt Ihr mir eine Ordonnanz, da ich doch geschrieben habe, daß ich heute selbst kommen würde? Ich wollte die Untersuchung in eigener Person führen und frage jetzt zum zweiten Male, ob Ihr den Hämmerlein habt?"

Das Gesicht des Platzcommandanten war vor Verlegenheit hochroth geworden, und die andern Offiziere warfen sich verstohlene Blicke zu, in denen eine lebhafte Besorgniß sich nicht verkennen ließ.

„Excellenz gestatten mir gütigst" — er trat zum Schreibtische und zog ein beschriebenes Blatt aus einem dort liegenden Couvert —, „um Durchsicht dieser Zeilen zu bitten!"

Fürst Leopold — denn dieser war es — griff nach dem Papiere, trat an das Fenster und studirte eine ganze Weile an den schauderhaften Hieroglyphen herum, die sich seinem Blicke boten. Er war nie ein Freund

und Bewunderer der edeln Schreibkunst gewesen, und Meldungen zu lesen oder gar selbst die Feder zu führen, gehörte für ihn zu den größten Strapazen des Erdenlebens. Aber so eine Schrift, wie er sie hier sah, war nach seiner Ansicht gar keine menschliche, war ihm geradezu noch niemals vor die Augen gekommen.

„Was ist denn das für ein dummer Wisch, he?" fragte er endlich. „Das sieht ja gerade aus, als hätte Einer die Hände und Füße in einen Tintenbottich gesteckt und wäre dann mit allen Vieren auf dem Papier herumgekrochen. Und so eine heillose Sudelei wagt Ihr mir zum Lesen zu geben!" Seine Stirnadern begannen zu schwellen und seine Augen blitzten zornig im Kreise herum. „Da kann kein Mensch einen richtigen Buchstaben herausfinden. Werdet mir wohl sagen, welcher Esel das geschrieben hat?"

„Excellenz, darf ich gehorsamst bitten . . ."

„Bitten? Was denn?"

„Mir zu sagen . . ."

„Zu sagen? Was denn?"

„Was diese Zeilen enthalten?"

„Was . . . diese . . . Zeilen . . . enthalten? Seid Ihr denn verrückt geworden, verrückt Einer wie der Andere? Ich habe Euch ja gesagt, daß kein Mensch im Stande ist, unter diesen schmierigen Klexen einen vernünftigen Buchstaben zu erkennen. Oder könnt Ihr's vielleicht?"

„Nein."

„Nicht? Und ich, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, Feldmarschall des deutschen Reiches und Preußens, soll Schreiberdienste verrichten und Euch den schwarzen Schlamm zurechtkratzen?“

Sein Zorn war in stetem Wachsen begriffen. Er trat hart an den Oberstwachtmeister heran und fragte: „Also welcher Essenkehrer hat sich auf dem Wische herumgewälzt, und was hat der Fetzen hier mit meiner gestrigen Ordre zu schaffen?“

„Durchlaucht, dieses Schriftstück . . .“

„Schriftstück? Eine Klexerei ist's! Nun also, diese Klexerei . . .“

„Ist von Excellenz höchst . . .“

„Alle Wetter, nur weiter! Ist von Excellenz höchst?“

„Höchsteigener Hand geschrieben worden.“

Der Fürst trat einige Schritte zurück, riß vor Erstaunen den Mund weit auf und sah dem Sprecher mit starrem Auge in das angstvolle Gesicht. Es dauerte eine ganze Zeit, ehe er zu sprechen vermochte: „Ich selbst . . . mit höchsteigener Hand geschrieben! Mensch, Herr Oberstwachtmeister, meine Herren, wollen Sie sich über Ihren Feldherrn lustig machen? Wäret ihr nicht Offiziere, ich ließe euch sammt und sonders auf der Stelle krumm schließen. Glaubt vielleicht Einer von euch, daß ich nicht schreiben oder gar mein Geschriebenes nicht lesen kann?“

„Excellenz, Niemand wird wagen, so etwas auch nur zu denken; aber . . .“

„Das will ich euch Allen auch gerathen haben! Also, aber . . ."

„Aber ich bitte, gütigst die Unterschrift zu bemerken. Und hier ist das Couvert!"

„Die Unterschrift? Ich unterschreibe mich doch »Leopold«; aber hier ist weder L noch e noch o zu erkennen, und das »pold« ist ganz und gar in der Tinte ersoffen. Zeigt einmal das Couvert! Hm, hm, . . . was soll denn eigentlich die Geschichte vorstellen?"

„Es ist die Ordre, welche Excellenz mir gestern sendeten."

„Was? Meine Ordre ist's? Und die kann der Herr Oberstwachtmeister nicht lesen, die gibt Er mir zurück, daß ich ihm sagen soll, was sie enthält? Alle Sternhagel, Blitz und Granatensplitter, jetzt geht mir endlich einmal die Geduld flöten, jetzt steigt mir's in den Kopf, jetzt . . . was thue ich nur mit Euch, mit . . . mit . . ."

Mit dem Zeichen der höchsten Erregung stürmte er im Zimmer auf und ab, stampfte mit den Füßen und focht mit den Armen in der Luft.

„Excellenz, diese Schrift ist . . ."

„Ist? Nun, was ist mit ihr?"

„Ist durch die Hände des ganzen Offizier-Corps gegangen . . ."

„Offizier-Corps geg— — Wa—wa—wa—was?! Des ganzen Offizier-Corps? Was sagt Ihr mir da? Eine Ordre, die nur an den Oberstwachtmeister von Dennau gerichtet war, ist durch die Hände . . . Him-

mel .... des ganzen ... Millionen ... Offizier-Corps gegangen ... Hagelwetter! Und das nennt man militärische Discretion! Na, macht Euch gefaßt, Ihr ... Ihr ..."

„Und Keiner ..."

„Was noch, he?"

„Hat sie lesen können."

„Keiner? Kein Einziger? Das wird immer toller!"

„Und da der Ordre doch Gehorsam geleistet werden muß ..."

„Schwerebrett, das ist Euer Glück, das will ich mir auch ausgebeten haben!"

„So sendete ich den Lieutenant sofort in das Hauptquartier, um ..."

„Ach so, um den Befehl noch einmal schreiben zu lassen! Herr Oberstwachtmeister, nichts für ungut ... aber ... aber ... o, ich gäbe gleich hundert Ducaten drum, wenn Ihr nicht Oberstlieutenant, sondern ... sondern ... na, da ist der Befehl also noch gar nicht ausgeführt?"

„Halten zu Gnaden, nein!"

„Und das sagt Ihr mir ... wirklich mir? Wo nehme ich heute nur diese übermenschliche Geduld her! Gebe ich da einen Befehl ... dieser Befehl wird nicht befolgt ... weil man nicht lesen kann ... und nun soll ich meine eigene Ordre buchstabiren! Sagt mir doch in aller Welt, für wen sie geschrieben ist!"

„Für mich."

„Gut! Wer hat sie also zu lesen?"

„Ich."

„Sehr gut! Bin ich etwa der Herr Oberstwachtmeister von Dennau?"

„Nein."

„Vortrefflich! War sie an mich gerichtet?"

„Nein."

„Habe ich sie also zu lesen?"

„Nein."

Gut . . . sehr gut . . . vortrefflich! Merkt euch das, ihr Herren. Ich schreibe meine Ordres nicht für mich und habe also gar nicht nothwendig, sie lesen zu können. Wer aber eine Ordre von mir bekommt und sie nicht lesen kann, der soll . . . der soll . . . hm, ja, ich bin heute nun ein Mal ausnahmsweise so unendlich nachsichtig und will annehmen, daß ich gestern nichts geschrieben habe. Also sollt ihr . . ."

In diesem Augenblick öffnete der diensthabende Corporal die Thüre und meldete: „Excellenz entschuldigen, ich soll sagen, der Heinz ist da."

„Gut. Trete Er ein Mal näher!"

Der Mann folgte mit niedergeschlagenen Augen dem Befehl.

„Nun, Er Himmelhund, wie steht es denn mit dem naseweisen Schnabel? Will Er ihn mir denn noch auf das Leder zeichnen lassen?"

„Durchlaucht . . . Excellenz . . . ich ahnte nicht . . . ich . . . ich . . ."

„Na, jetzt kennt Er mich und wird's wohl nicht wieder machen. Hier hat Er einen Gulden, und trinke

Er ein paar Krüge, um sich den Schnabel naß zu machen. Der Heinz soll eintreten!"

Der Soldat zog sich freudig dankend zurück und hielt den Eingang für einen Mann offen, der in parademäßiger Haltung hereinmarschirte, drei Schritte von der Schwelle entfernt die Fersen aneinanderschlug und, mit der Hand salutirend, im tiefsten Basse grollte: „Eingetroffen zur Bedienung, Dorchlaucht!"

„Schön, Heinz! War eher da als du. Wie kommt das?"

„Der alte Bagagewagen ging aus einander. Schändliches Gerümpel, Dorchlaucht!"

„Nicht raisonniren, Heinz. Laß dir ein Zimmer anweisen. Werde bald nachkommen."

„Zu Befehl, Dorchlaucht."

Er machte Kehrt und marschirte ab. Der Fürst wendete sich wieder an die Offiziere.

„Meine Herren, die Kurfürstlichen werden von Tag zu Tag dreister und geberden sich gerade so, als ob wir nur zum Spaß an der Grenze ständen. Sie haben unter unsern Augen Werbestationen errichtet, die ihre Fangarme sogar herüber in das Brandenburgische strecken, und zu meinem Bedauern muß ich hören, daß euere Wachsamkeit sich von den Galgenvögeln täuschen läßt. Es muß ein Mal ein Exempel statuirt werden, ein gewaltiges Exempel, und darauf bezog sich die gestrige Ordre, die . . . die der Oberstwachtmeister sammt seinem ganzen Offiziercorps nicht lesen konnte. Ich habe erfahren, daß die rührigste Station im Hause

des Gastwirths Hämmerlein zu Gartow zu suchen sei, und werde, da . . . da meine Ordre nicht gelesen werden konnte, die Sache ein Mal in die eigene Hand nehmen. Ich gehe heute nach Gartow und . . ."

„Excellenz," wagte Dennau, ihn zu unterbrechen, „bedenken doch gütigst die Gefahren, welche . . ."

„Papperlapapp! Ich gehe. Abgemacht, und nicht gemuckst! Wenn meine Offiziere sich täuschen lassen, so muß ich ein Mal die eigenen Augen offen halten, und überdies gehe ich in hinlänglicher Begleitung. Man lasse sofort den Wachtmeister Bellheimer von der Schwadron des Rittmeisters von Galen rufen."

„Bellheimer? Entschuldigen Excellenz, der hat heute Morgen auf zwei Tage Urlaub erhalten."

„Urlaub? In welcher Angelegenheit?"

„Auch uns ist das Treiben jenseits der Grenze und besonders zwischen hier und Gartow aufgefallen, obgleich unsere Nachforschungen leider bisher ohne Resultat geblieben sind. Bellheimer nun meldete sich gestern bei mir und versprach, der Sache ganz gewiß auf die richtige Spur zu kommen, wenn ich ihn auf zwei Tage entlassen wolle. Ich entsprach natürlich seinem Wunsche und glaube, daß er sich längst unterwegs befindet."

„Ah . . . hm . . . braver Kerl, der Bellheimer! Kenne ihn . . . wird Wort zu halten suchen! Werde aber dennoch meinen Plan ausführen und nun ohne Begleitung gehen. Herr Oberstwachtmeister!"

„Excellenz?"

„Bin ich heut' Abend punkt Neun nicht zurück, so reitet Rittmeister von Galen mit seiner Schwadron hier ab und direct nach Gartow, besetzt sofort das Schloß und den Gasthof des Wirthes Hämmerlein, wo er mich an einem der beiden Orte wohl finden wird. Verstanden?"

»Zu Befehl, Excellenz; doch gestatte ich mir eine Wiederholung meiner dringenden Bitte, um . . ."

„Keinen Widerspruch," klang es scharf und kurz; „weiß ganz allein, was ich thue!" Dann fügte er in freundlicherm Tone hinzu: „Haben die Herren schon gefrühstückt?"

„Nein."

„Dann laden wir uns bei dem Herrn Oberstwachtmeister zu Gast, doch nur auf Brod und Bier; zu mehrerm bleibt mir nicht Zeit genug."

Der Offizier war über diese Wendung der für ihn so ungünstig begonnenen Unterhaltung hoch erfreut, und bald saßen die Anwesenden in respectvoller Haltung mit ihrem Feldherrn an dem frugal besetzten Tisch. An Delicatessen durfte Dennau nicht denken; er kannte den Geschmack des Fürsten.

Unterdessen machte sich Heinz in dem ihm angewiesenen Zimmer mit dem wenigen Gepäck zu schaffen, welches er für seinen Herrn mitgebracht hatte. Er war Leib- und Kammer-Husar des Fürsten und eine wegen seiner derben Gutmüthigkeit und Originalität ebenso

wie durch seinen oft bewiesenen Muth nicht nur in der nächsten Umgebung des Fürsten, sondern auch in allen Dessauer Landen und der ganzen Armee bekannte, geachtete und beliebte Persönlichkeit. In der Stadt Dessau geboren, war er mit Leopold in den Niederlanden, am Rhein, in Baiern, Oesterreich und Italien gewesen, hatte dessen sämmtliche Feldzüge und Reisen mitgemacht. Er war ihm so lieb geworden und so mit ihm verwachsen, daß er dem strengen Herrn und Gebieter gegenüber manches sich erlauben konnte, was ein Anderer bei Leib und Leben nicht hätte wagen dürfen. Dafür war er ihm auch mit ungewöhnlicher Treue ergeben, hatte um dieser Treue willen nicht geheirathet und wäre für ihn täglich hundert Mal mit Freuden in den Tod gegangen.

Alle, denen der Fürst gewogen war, konnten auch auf die Freundschaft Heinrich Balzer's, wie sein voller Name lautete, rechnen; und da der Erstere schon öfters eine gewisse Gönnerschaft für den Wachtmeister Bellheimer un den Tag gelegt, so hatte auch Heinz ihn in sein altes Herz geschlossen und heute gleich nach seiner Ankunft nach ihm sich erkundigt. Leopold war ihm in allen Stücken ein nacheifernswerthes Vorbild, und darum hielt er sich auch in seinem Aeußern ganz seinem Herrn entsprechend. Er trug Haar und Bart gerade so wie dieser, hatte ganz dessen Gang, Haltung und Ausdrucksweise copirt und hätte von Einem, der wohl von dem „alten Dessauer“ gehört, ihn aber noch nicht gesehen hatte, recht gut für diesen gehalten werden

können. Er erzählte unendlich gern von seinen Erlebnissen und fand, wenn es keinen andern Zuhörer gab für seine Geschichten, doch stets zwei willige Ohren: seine eigenen, denen er stundenlang mit einem Eifer, als hätte er einen zahlreichen Hörerkreis um sich, vorplaudern konnte. Ebenso war es eine seiner Haupteigenthümlichkeiten, daß er nie Durchlaucht sagte, sondern ein für alle Mal das u in ein o verwandelte.

Jetzt befand sich der zweite diensthabende Corporal bei Heinz, um ihm beim Ordnen der mitgebrachten Bagage hülfreich an die Hand zu gehen.

„Also der Bellheimer ist wirklich auf Urlaub?"

„Ja, zwei Tage."

„Weiß Er vielleicht weshalb?"

„Nein."

„Hm, ja, er macht nie viele Worte, der brave Junge. Mord-Element, hab' ihn fast ein wenig lieb und hätte ihn für's Leben gern ein Mal wiedergesehen. Kann Er mir wohl sagen, ob der Wachtmeister irgendwo eine Liebste hat?"

„Nein."

„Hm, könnte möglich sein, daß er eines Mädels wegen den Dienst im Stiche ließe. Traue ihm aber eine solche Dummheit eigentlich gar nicht zu. Hab' auch nie d'ran gedacht, selbst nicht in meinen jungen Jahren. Ein einziges Mal nur hätte ich mich beinahe in ein rundes Lärvchen verguckt, und das war dazumal, als wir in Baiern anno Vier an der Donau standen, um bei Hochstädt dreinzuschlagen. Wir lagen

bei einer jungen Wittfrau in Quartier, ich und die Dorchlaucht nämlich; ich sage, bei einer jungen hübschen Wittfrau, und die hatte, es ist Wort für Wort wahr, sogar ein Auge auf mich geworfen. Das war eigentlich auch gar nicht anders zu erwarten; denn wir waren zwei Kerls, nämlich ich und die Dorchlaucht, zwei Kerls, sage ich Ihm, lang und schlank, drall und schmuck, wie gemalt, und dazu jung, gesund und voll Race, wie ein arabischer Schimmel. Eines Tages nun stehe ich unter der Thüre und putze grad' mein Lederzeug; da kommt sie die Treppe herab und stellt sich vor mich hin mit einem Blicke, als ob ich nur rasch zuzugreifen und meinen Schnurrwichs an ihr rothes Mäulchen zu wischen hätte. Corporal, ich sage Ihm, drei Finger breit über dem Magen fing es wirklich an, zur Attaque zu trommeln, und wer weiß, was alles geschehen wäre! Aber da kommt es plötzlich die Straße herauf galoppirt, hält vor dem Hause, und wer steigt ab? — eine Ordonnanz vom Prinzen Eugenius, welche den Befehl bringt, daß . . ."

„Heinz!" erscholl es da hinter dem Erzähler.

Er fuhr herum, erblickte den Fürsten, welcher vom beendigten Frühstücke kam, und streckte sich sofort in die reglementsmäßige stramme Haltung. Der Corporal war bei dem Klange der tiefen Stimme augenblicklich aus der Stube verschwunden.

„Dorchlaucht?"

„Ich gehe hinüber nach Gartow."

„Hinüber nach Gartow? Aber, Dorchlaucht, das ist ja hannöversch!"

„Thut nichts. Zum Abende bin ich wieder hier. Hast Urlaub bis dahin."

„Urlaub? Fällt mir nicht ein. Ich gehe mit."

„Kann dich nicht brauchen!"

„Was? Hm, möglich; aber ich kann Dorchlaucht brauchen!"

„Geht nicht; basta abgemacht! Will mal nachsehen, was die Kurfürstlichen für Vogelbauer haben; weiß einen Weg, auf dem ich sicher hinüber und herüber komme, und treffe dabei vielleicht auf den Bellheimer, der auch hinüber ist."

„Soll ich die Pistolen hervorsuchen, Dorchlaucht?"

„Nein; hab' genug an der Peitsche, die mit Blei ausgegossen ist. Kannst aufsitzen und mit dem Rittmeister von Galen nachkommen, wenn ich um neun noch nicht zurück bin."

„Dorchlaucht, ich hab' Niemand 'was zu befehlen; aber, Schockschwernoth, viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie Euch nun packen, dann ... na, dann komme ich hinüber, und gnade Gott dem, der mir vor den Säbel kommt! Besser aber ist's, ich gehe jetzt gleich mit."

„Du bleibst!"

Der Ton, in welchem diese zwei Worte gesprochen wurden, war entscheidend. Der Fürst ging, und Heinz verfolgte vom Fenster aus seine hohe Gestalt, bis sie hinter der Ecke des Marktes verschwunden war. Er

hatte das Gefühl, als gehe sein Gebieter einem Unglück, einer großen Gefahr entgegen, und er mußte an sich halten, ihm nicht unbemerkt zu folgen.

So stand er noch lange Zeit am Fenster und blickte mit düsterm Auge auf die Straße hinab; da zuckte es plötzlich überrascht durch seine alten, treuen Züge.

„Tausend Schock ... wer ist denn das? Ich glaube gar ... ja, wahrhaftig, da kommt der Bellheimer gelaufen, der über die Grenze hinüber sein soll, und macht Beine, als müsse er in zwei Stunden die Lüneburger Haide messen. Der hat etwas auf dem Herzen und will damit zum Herrn Oberstwachtmeister. Wart', ich fange ihn ab!"

Er öffnete die Thüre, an welcher der Kommende vorüber mußte.

„Links abgeschwenkt; zu mir herein, Wachtmeister!" commandirte er. „Habe mit Ihm Einiges zu reden."

„Heinz!" rief der Angeredete mit froher Miene. „Ihr hier im Hanse? Da ist Seine Durchlaucht wohl noch nicht fort?"

„Warum?"

„Weil ich auf der Stelle mit dem Fürsten sprechen muß."

„Da kommt Er um eine Viertelstunde zu spät."

„Also doch schon fort! Wohin? Nicht wahr, nach Gartow hinüber?"

„Ja. Woher weiß denn Er das?"

„Nachher, Heinz! Jetzt muß ich vor allen Dingen zum Herrn Oberstwachtmeister, sonst wird der Fürst

von den Kurfürstlichen gefangen. Komme auf dem Rückwege wieder herein."

Der Kammerhusar ergriff ihn beim Arme und hielt ihn fest.

„Halt, Bellheimer; nicht von der Stelle! Wenn der Feldmarschall sich in Gefahr befindet, so steht der Heinz über dem Oberstwachtmeister und über allen Generalen. Heraus also mit Seiner Meldung! Wer will den Herrn fangen?"

„Der Fährmann und der Hämmerlein."

„Fährmann — Hämmerlein? Bomben=Element, wer sind denn diese Hallunken?"

„Fährmann heißt der Wirth zum »blauen Stern« hier, und der Hämmerlein ist aus Gartow, auch ein Gastwirth."

„Zwei Wirthe? Und diese beiden Bierschlingels wollen sich an meine Dorchlaucht machen? Da werde ich zwischen sie hineinfahren, daß die Fetzen auseinanderfliegen! Wo hat Er denn die Kunde her?"

„Nachher, Heinz, nachher! Die Zeit ist kostbar; ich muß zum Platz=Commandanten."

Die Gelegenheit ersehend, daß Heinz seinen Arm losgelassen hatte, war er zur Thüre hinaus. Der Leibhusar wollte ihm nach, besann sich jedoch anders und riß einen Mantelsack auf, dem er zwei geladene Reiterpistolen entnahm.

„Zwei Schnapssieder — und die Dorchlaucht fangen, den Fürsten und Feldmarschall Leopold von Anhalt=Dessau Excellenz? Das ist verrückt, das ist

wahnsinnig, das ist Mord, Raub, Hochverrath und Majestätsüberfall. Ich laufe Ihnen nach und schieße sie über den Haufen, wo ich sie nur finde! Aber warten muß ich doch, bis der Bellheimer wiederkommt. Hm, verwünschte Geschichte! So ist's, wenn man dem Heinz bis neun Uhr Urlaub gibt, statt ihn mitzunehmen, wie sich's gehört!"

Er stieg mit langen, schweren Schritten hin und her, lauschte ungeduldig auf jedes Geräusch, welches sich draußen vernehmen ließ, und wühlte dazwischen rathlos in seinen Siebensachen herum nach Waffen und andern Gegenständen, die ihm bei der Verfolgung der beiden „Schnapssieder" von Nöthen schienen. So war wohl über eine Viertelstunde verflossen, und der Wachtmeister ließ noch immer auf sich warten.

„Bomben und Granaten, wo bleibt nur dieser ewige Wachtmeister? Derweilen können sie meine Dorchlaucht bis zu den Mongolen schleppen! Ich glaube, denen da oben ist der Schreck in den Verstand gefahren, und nun sitzen sie beisammen und lernen das königlich preußische privilegirte Gesangbuch der guten Stadt Pasewalk auswendig! Das zieht und zerrt und wartet und dehnt, grad' wie der weise kaiserliche Hofkriegsrath zu Wien damals, als wir Anno Vier gegen die Baiern und die Franzosen marschirten. Aber der Prinz Eugen machte den langsamen Herren einen schnellen Strich durch die unendlich lange Rechnung. Es ist, als wär's wie heute: wir lagen bei der jungen Wittfrau in Quartier, nämlich ich und der Fürst, die

ein Auge auf mich geworfen hatte. Ich weiß wahrhaftig nicht, zu was das hätte führen sollen; denn eines schönen Morgens stehe ich unter der Thüre und putze grad' mein Lederzeug, da kommt sie die Treppe herab, stellt sich vor mich hin und macht mir ein paar Augen, daß mir Hören und Sehen vergeht. Da kommt es zum Glück die Straße heraufgaloppirt, hält vor dem Hause, und wer steigt ab? — eine Ordonnanz vom Prinzen Eugenius, welche den Befehl bringt, daß . . ."

Bellheimer trat ein.

„Gott sei Dank, da ist Er ja endlich wieder! Nun schieße Er aber schleunigst los."

„Muß es kurz machen, Heinz, hab' keine Zeit; muß sofort mit nach dem »Blauen Stern«!"

„Nun?"

„Der Hämmerlein in Gartow macht den Seelenverkäufer, und der Fährmann schickt ihm jeden hübschen Burschen zu, dessen er habhaft werden kann. Er gibt ihm zum Scheine einen Auftrag an Hämmerlein, verspricht ihm einen guten Botenlohn, und wenn der Betrogene dann hinüberkommt, so wird er festgehalten und muß die Muskete tragen."

„Da soll doch gleich ein dickes Prasselwetter —"

„Der Hämmerlein hat eine Tochter, ein Mädchen wie ein Husar, und die ist meine Liebste."

„Seine Liebste? Rappelt's etwa bei Ihm? Wer eine Liebste hat, der ist . . ."

„Mag gut sein, Heinz; muß mich kurz fassen. Ich bin also oft hinüber und habe da so Manches beobachtet, was mir verdächtig schien und mich auf die richtige Spur brachte. Gestern nahm ich Urlaub auf heut' und morgen, um das Ding ein Mal genau zu untersuchen. Ich ging heut' in den »Blauen Stern«, that verschlafen und vertrunken und legte mich auf's Canapee, um unerkannt zu bleiben. Da kam der Hämmerlein aus Gartow und bestellte sich beim Wirthe neue Burschen, Ausexercirte und sogar Offiziere. Habe alles gehört und belauscht. Nachher kam auch der Fürst und setzte sich an meinen Tisch."

„Die Dorchlaucht? Donner und Doria, davon weiß ich kein Sterbenswort! Er hat Ihn doch sofort erkannt?"

„Nein; ich trug keine Uniform und verdeckte das Gesicht mit der Hand. Hatte meine Gründe dazu. Der Wirth hielt ihn für einen Viehhändler aus Clenze, wurde gesprächig und beschrieb ihm einen Schleichweg nach Gartow. Einer von den Gästen aber hatte die Excellenz erkannt und sagte es nachher. Der Wirth erschrak, besann sich aber bald und schickte heimlich seinen Sohn, der mein Mädchen, die Anna, heirathen soll, zu Pferde hinüber nach Gartow zum Major von Zachwitz, um den Fürsten aufgreifen zu lassen. Habe alles beobachtet und belauscht. Dann that ich, als ob ich erwache. Fährmann schien mich für einen verlaufenen Strolch zu halten, der gut in den kurfürstlichen Rock passe, setzte sich zu mir und bat mich end-

lich, ihm ein paar Zeilen nach Gartow zum Hämmerlein zu tragen. Ich sagte »Ja«, bekam das Papier und ging, aber nicht nach Gartow, sondern zum Platzcommandanten.“

„Das ist ja eine heidenmäßige Geschichte! Wie geht denn der Weg, den der Fährmann beschrieben hat?“

„Hab’ ihn schon dem Herrrn Oberstwachtmister beschrieben. Jetzt muß ich fort; der Corporal ruft.“

„Wohin denn wieder?“

„Zum »Blauen Stern«. Der Fährmann wird arretirt. Und eine Compagnie Grenadiere ist schon unterwegs, um den Fürsten womöglich noch zu ereilen.“

Mit der letzten Erklärung eilte er hinaus. Heinz starrte mit offenem Munde die Thüre an.

„Da hat man die Bescheerung! Die Dorchlaucht in die Wicken, die Kurfürstlichen über sie her! Und die Grenadiere, die nutzen nichts, reineweg gar nichts; denn der Fürst hat Beine wie ein Storch und läuft noch über den jüngsten Schneidergesellen weg. Der ist schon längst über die Berge, und der Heinz, Donnerwetter, der steht da und hält Maulaffen feil! Vorwärts marsch, alter Esel, hinüber nach Gartow und die Excellenz herausgehauen! Ich habe Urlaub und kann gehen, wohin es mir beliebt.“

Er griff wieder nach den Pistolen, in deren mit Silber beschlagenen Schäften die fürstlich dessauische Krone eingravirt war.

„Hm; aber so kann ich doch unmöglich fort! Die Dorchlaucht ist als Viehhändler hinüber; das ist das

Beste, das kann ich auch. Herunter mit den Gamaschen; ich ziehe die langen Stiefel an; einen blauen Kittel habe ich auch, und eine Peitsche kann ich in jedem Seilerladen haben. Also vorwärts, Heinz, und drauf auf die Hallunken, wie damals auf die Baiern und Franzosen, nämlich ich und die Dorchlaucht Anno Vier!"

2.

Im Speisezimmer seines Schlosses zu Gartow saß der hannover'sche Landrath Andreas Gottlieb Freiherr von Bernstorff an der Seite des Majors von Zachwitz. Die beiden Herren pflegten nach Tische, wenn die Dame des Hauses mit den beiden Söhnen, von denen der Jüngere später als Diplomat so berühmt wurde, sich zurückgezogen hatte, noch eine Flasche alten Rebensaftes auszustechen, einen guten Knaster zu dampfen und über Krieg und Frieden sich zu unterhalten.

So auch heute. Die Streitigkeiten mit Preußen bildeten natürlich den Hauptgegenstand ihres Gespräches, welches ruhig und ohne den geringsten Zwiespalt von Statten ging, da die beiden Männer zu der gleichen politischen Farbe sich bekannten und auch sonst eng befreundet waren.

„Gestern erhielt ich die Kunde," meinte der Major, „daß der Fürst von Dessau im Begriff stehe, die Besetzung der Grenzlinie in eigener Person zu inspiciren."

„Ah! das wird ein lebhaftes Halloh unter der Bevölkerung der Linie geben; denn die Suite eines Feldmarschalls des Deutschen Reiches und Preußens muß sicher eine zahlreiche und glänzende sein.“

„Da irrt Ihr Euch sehr in dem alten Knasterbart. Zwar muß ich gestehen, daß ich ihn auch nicht gesehen habe; doch nach dem, was man von ihm hört, ist ihm sehr zuzutrauen, daß er incognito von Posten zu Posten schleicht, um die Säumigen zu überraschen und nach Herzenslust anschwernöthern zu können. Kennt Ihr ihn, Baron?“

„Von Ansehen, ja. Habe ihn vor zwanzig Jahren einige Male in Halle und auch in Magdeburg gesehen, und dieses Gesicht kennt man unter Tausenden heraus. Er wird gewaltig donnerwettern, wenn er drüben hört, was für gute Geschäfte Euere Werber machen.“

„Will's glauben. Und es wird vielleicht noch besser werden mit diesen Geschäften. Es ist ja das Einzige, was man thun kann, um sich und den Leuten die Langeweile zu verkürzen. Ich lobe mir einen frischen, fröhlichen Krieg. Dieses abspannende Zuwarten und Grenzwachen macht die Knochen mürbe und nudelt den Muth in die Breite wie einen Kuchenteig. Ginge es nach dem Dessauer, so hätte er schon längst dreingeschlagen, und wir könnten ihm herzlich dankbar dafür sein. Ich wollte, ich bekäme ihn ein Mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Er ist ein alter wackerer Degenknopf, dem man, ob Freund oder Feind, doch sicher gut sein muß.“

„So laßt die Euern die Augen offen halten! Es wäre ja vielleicht möglich, daß er einige Schritte zu weit zur Seite liefe und dabei die Farben der Grenzpfähle verwechselte."

„Das wäre allerdings ein Fang, wie's keinen zweiten gibt; aber so wohl wird es uns nicht werden, dafür ist gesorgt."

„Der Gastwirth Hämmerlein wünscht den Herrn Major zu sprechen," meldete der eintretende Diener.

„Soll kommen!"

Die kurze, dicke Gestalt des Wirthes schob sich unter tiefen Reverenzen durch den Eingang.

„Was bringt Er Neues, Hämmerlein?"

„Darf ich sprechen, gnädigster Herr Major?"

„Warum nicht? Der Herr Baron kann immerhin hören, was Er zu sagen hat!"

„Ich war heut' früh in Lenzen."

„Wirklich? Hat Er den Fährmann aufgesucht?"

„Ja. Er hat seine Bezahlung erhalten und wird mit den Sendungen in der jetzigen Weise fortfahren."

„Das ist ja schön! Ist er auf den weitern Vorschlag eingegangen?"

„Auch das. Ich kenne ihn und weiß, daß er gut aufpassen und uns die Streifpatrouillen möglichst signalisiren wird."

„Soll mir lieb sein, wenn er Wort hält, und Euer Schaden ist's dann sicher nicht; jeder Arbeit ihren Lohn! Hat Er noch etwas?"

„Nein. Ich hielt es nur für meine Pflicht, das Ergebniß der heutigen Unterredung gehorsamst zu melden.“

„Danke. Er kann also abtreten!“

Hämmerlein ging. Er hatte ein sehr bewegtes Leben geführt und manchen harten Thaler auf eine Weise verdient, von der Niemand etwas zu erfahren brauchte. Sein anfangs kleines Heimwesen hatte sich dadurch nach und nach vergrößert; er war ein anerkannt wohlhabender Mann geworden und hatte nur den Wunsch, seine Tochter, die sein einziges Kind war, möglichst gut an den Mann zu bringen, seine Liegenschaften in flüssiges Capital zu verwandeln und von den Zinsen desselben ein ruhiges und gemächliches Leben zu führen. Vor dieser Ruhe aber wollte er seine Thätigkeit ein Mal verdoppeln, um zu guter Letzt noch so viel wie möglich zum Bisherigen hinzuzufügen. Die moralische Natur des Geschäftes war ihm dabei vollständig gleichgültig; Geld hieß sein Zweck, und erreichte er ihn, so war alles Andere Nebensache.

Zu Hause stand ihm eine Ueberraschung bevor. Der wohlbekannte Braune Fährmann's stand gesattelt und gezäumt neben der Thüre, an einem Ringe befestigt, und in der Stube saß Ludwig, welcher so eben erst angekommen war, um sich seines wichtigen Auftrages zu entledigen.

„Was der Tausend, du bist's, Ludwig? Das ist ja die reine Hetzjagd. Kaum bin ich von euch in Lenzen fort und einen Augenblick daheim, so finde ich dich

schon hier! Dem muß etwas ganz Nothwendiges zu Grunde liegen. Was führt dich denn so schnell herüber?"

„Sind wir allein?"

„Wie du siehst, ja. Die Anna weiß alles und kann wohl hören, was du sagst."

„Es ist aber eine äußerst wichtige und verschwiegene Sache!"

Das Mädchen, welches nähend am Fenster gesessen hatte, erhob sich und schickte sich an, die Stube zu verlassen.

„Wenn der Herr Fährmann glaubt, daß ich mich für seine Rede interessire, so kann ich ihm das Gegentheil beweisen. Ich gehe!"

„Bleib'!" befahl der Vater. „Zwischen euch soll's keine Heimlichkeiten geben."

Sie setzte sich, von den Beiden abgewendet, wieder nieder und fuhr in ihrer Beschäftigung fort.

„Ich dachte Euch noch einholen zu können," nahm der Bursche das Wort wieder auf; „aber Ihr müßt derb gelaufen sein. An der Grenze hatte ich allerlei Scherereien zu erleiden, die mich aufgehalten haben. Es ist nämlich gleich nach Euerm Weggange etwas passirt, was ungeheuer vortheilhaft für uns ausfallen kann; wenn Ihr Euch billig finden laßt, so bin ich bereit, es Euch mitzutheilen."

„Du thust ja ganz ungeheuer wichtig! Was ist denn vorgefallen?"

„Das nachher erst; zuvor muß ich Euch eine Frage vorlegen.“

„Nun?“

„Ihr habt mir und dem Vater wegen der Anna Versprechungen gemacht, die bis heute noch nicht in Erfüllung gegangen sind; und wenn es bleibt, wie es ist, so kann ich lange warten, bis ich sie zur Frau bekomme!“

„Das klingt deutsch. Was hast du denn eigentlich an uns auszusetzen, he?“

„An Euch weniger, desto mehr aber an der Anna. Ihr habt sie mir versprochen, und ich komme, trotz der Gefahr, die ein lediger und gesunder Bursche bei Euch läuft, wöchentlich herüber, um sie zu sehen und mit ihr zu verkehren. Sie aber thut nicht dergleichen, läßt mich sitzen, wo ich sitze, und zieht mir, wenn ich ihr ja ein Mal nachgehe, ein Gesicht, als hätte sie den Heuboden verschluckt. Ihr ist der Bellheimer, der malitiöse Kerl, lieber als ich, und Ihr laßt Gottes Wasser über Gottes Land laufen, obgleich es nur auf ein Wort von Euch ankommt, um der Sache ein Ende zu machen. Ich kann der Mädels genug bekommen und brauche keiner nachzulaufen und gute Worte zu geben. Macht's kurz, Hämmerlein: Soll ich sie haben oder nicht?“

„Hopp, hopp! das geht ja über Stock und Stein, als ob kein Augenblick mehr zu verlieren sei! Brennt dir's denn gar so unter den Nägeln?“

„Das nicht, im Gegentheile ich habe Zeit und kann mich auch ein Mal anderwärts umsehen. Aber mich

an der Nase herumführen lassen, dazu habe ich keine Lust. Und wenn wir Euch solche Dienste leisten, wie der jetzige ist, so dürfen wir auch auf ein verständiges Einsehen rechnen."

„So! Welchen Dienst meinst du denn?"

„Ihr habt heut' zum Vater gemeint, daß es dem Major ein großer Gefallen wäre, auch ein Mal einen Offizier von drüben wegschnappen zu können?"

„So ist's. Was weiter?"

„Ihr könnt gleich heut' schon einen haben, und was für einen!"

„Wirklich? Das glückte ja recht schnell. Was ist's? Ein Lieutenant?"

„Höher!"

„Ein Hauptmann oder Rittmeister?"

„Höher!"

„Ein Major?"

„Immer höher!"

„Dummheit! Doch nicht etwa gar ein Oberst?"

„Nein, noch höher!"

„Dann wär's ein General. Aber das ist unmöglich, und der General bist du, nämlich ein Generalschwindler!"

„Was ich sage, das ist wahr. Es ist ein wundervoller, seltener Fang!"

„Also wirklich ein General?"

„Noch höher!"

„Donnerwetter! Junge, du hast entweder den Verstand verloren oder willst mich foppen; denn höher

gibt es bloß noch einen Einzigen, und das ist der Dessauer selbst."

„Der ist's auch!"

„Der? Wie soll denn der in unsere Hände kommen?"

„Leicht, kinderleicht."

„Ich glaube, du hast das Fieber oder den Sonnenstich!"

„Keins von beiden. Uebrigens ist die Sache von großer Eile, so daß ich keine Zeit für Euern Zweifel habe. Wollt Ihr ihn fangen oder nicht?"

„Es kann nicht wahr sein; es ist zu ungeheuerlich!"

„Dann sind wir also fertig. Adjes, Hämmerlein."

„Halt, Junge! In der Welt ist manches Unmögliche möglich, und der Kuckuck könnte sich doch ein Mal den Spaß machen, den alten Eisenfresser uns herüber zu führen. Erzähl' also ein Mal ausführlicher."

„Da habe ich erst eine Bedingung zu machen."

„Welche?"

„Gebt mir Gewißheit und Handschlag wegen der Anna, und Ihr sollt ihn fangen, sonst aber nicht?"

„Flunkerst du wirklich nicht?"

„Nein!"

„Gut! Hier die Hand; das Mädel ist dein, und in acht Wochen ist Hochzeit, wenn wir den Dessauer bekommen. Aber das Fanggeld gehört dann mir allein."

„Zugestanden!"

„Anna, komm her und gib dem Bräutigam die Hand!"

Das Mädchen erhob sich. Sie war fast um einen Kopf länger als ihr Vater, und Bellheimer hatte ganz Recht gehabt, als er zu Heinz sagte: „ein Mädel wie ein Husar." Ihr Gesicht war hochgeröthet, und ihr Auge blitzte, als sie zu den Beiden trat. Ludwig legte den Arm um sie; im nächsten Augenblick aber fiel ihre Rechte laut klatschend auf seine Wange und fuhr ihm dann mit so unerwarteter Stärke vor die Brust, daß er zurücktaumelte und auf seinen Stuhl niedersank.

„Das ist mein Bescheid!" rief sie mit zornig erregter Stimme. „Wenn der Vater den Menschenhändler macht, so muß ich es leiden, weil ich nicht anders kann; wenn er mich aber an einen Spion und Seelenverräther verschachern will, so geb' ich zuerst gute Worte, und helfen diese nicht, so zeig' ich, daß ich auch einen Willen hab'. Ich bin versehen und brauch' den Lenzener nicht!"

Die letzten Worte klangen noch unter dem Eingange; dann fiel die Thüre hinter ihr zu.

Ludwig sprang wieder auf und hielt die Hand an das brennende Gesicht.

„Hämmerlein, was thätet Ihr an meiner Stelle?"

Der Gefragte war selbst so erstaunt und erschrocken über das Verhalten des muthigen Kindes, daß es eine Weile dauerte, ehe er sich auf die beste Antwort besinnen konnte.

„Ich würde d'rüber lachen, Ludwig. Die Anna hat ihre Mucken; sie hält dich für verzagt. Hättest du sie unter vier Augen vorgenommen, so wäre die Antwort anders ausgefallen. Im Uebrigen aber bin ich der Vater und werde mein Wort halten, welches ich dir gegeben habe. Ist dir's recht?“

„Die Schelle ist nicht überzuckert gewesen, und mit einer Frau, die so dreinzuschlagen weiß, ist's besser, man bedenkt sich vorher ein Weniges. Aber, Hämmerlein, ich kann nicht dafür; ich bin einmal vernarrt in sie und will's versuchen. Hab' ich sie fest, so soll ihr das Beohrfeigen schon vergehen!“

„So ist's recht. Also in acht Wochen ist Hochzeit; hier noch ein Mal meine Hand darauf. Und nun erzähl'!“

„Das war nämlich so. Als Ihr kaum fort waret, kam Einer, der war als Viehhändler gekleidet und hat nach einem Schleichwege zu Euch gefragt. Der Vater hat ihm geglaubt, daß er aus Clenze sei, und ihm den Weg gezeichnet. Ein Gast aber hat ihn erkannt, daß es der Dessauer war, der sich ja gern verkleidet im Volke herumzuschleichen pflegt. Und nun ist's gewiß, daß er Lunte von unserm Handel bekommen hat und uns ein Mal belauschen will. Er wird kommen, und sicher ganz allein. Der Vater hat mich sofort herübergeschickt, um Euch Nachricht zu geben, und ist nach dem Markte gegangen, um ihn zu beobachten; denn der Alte ist erst zum Stadtcommandanten gegangen, dem er doch seine Ankunft anzeigen muß.“

„Also ist's noch unsicher, ob er kommt?"

„Nein, er kommt gewiß; denn was der sich einmal vorgenommen hat, das führt er auch durch. Ich bin hierher geeilt, noch ehe der Vater zurück war; aber wir haben ausgemacht, daß er über die Elbe fahren und dem ersten hannöver'schen Posten Bescheid sagen soll."

„Wie war der Fürst gekleidet?"

Der Gastwirthssohn beschrieb ihn so genau wie möglich.

„Da ist er ja außerordentlich leicht zu erkennen. Nun muß ich gleich wieder zurück zum Major; der wird schöne Augen machen, wenn ich ihm eine solche Botschaft bringe. Du bleibst doch hier, bis ich zurückkomme?"

„Nein; ich darf's nicht wagen. Der Vater ist nicht daheim und ich auch fort; das könnte auffallen, zumal es sicher nicht verschwiegen bleibt, daß der Dessauer bei uns gewesen ist. Zudem machten sie mir schon vorhin an der Grenze große Schwierigkeiten. Ich hab' gesagt, ich müsse nach Schneckenburg, und bin nun auch gezwungen, dorthin zu reiten. Ich will jenseits über Lanz und Wustrow heimkehren. Botschaft braucht ihr uns nicht extra zu geben, denn wir werden von selbst erfahren, wie's gegangen ist. Lebt wohl und setzt dem Mädchen nur ganz gehörig den Kopf zurecht!"

„Keine Sorge, mein Junge. Sie ist dein; dabei bleibts."

Ludwig stieg auf und trabte von dannen. Hämmerlein aber schritt eilends dem Schlosse zu.

Die beiden Herren saßen noch immer plaudernd zusammen, als er gemeldet wurde.

„Der Hämmerlein wieder?“ fragte Major von Zachwitz. „Hat er doch etwas vergessen! Er mag eintreten.“

Der Wirth that dies mit einer so vergnügten und verheißungsvollen Miene, daß Zachwitz sofort fragte: „Nun, habt Ihr wieder Einen?“

„Noch nicht; aber er will in's Garn, Herr Major. Der Fährmann hat in so kurzer Zeit ganz prächtig Wort gehalten.“

„So!“ rief der Offizier, sich erhebend. „Also etwas Höheres?“

„Nicht nur Höheres, sondern ganz und gar Hohes.“

„Da macht Er mich wirklich neugierig! Wer ist's?“

„Ich bitte, ein Mal gütigst zu rathen.“

„Führt zu nichts. Thue Er den Mund auf!“

„Wenn es nun ein Oberst wär', Herr Major?“

„Flunkere Er nicht, Hämmerlein.“

„Oder vielleicht ein General?“

„Soll ich Ihn hinauswerfen lassen?“

„Oder gar ein Feldmarschall, zum Beispiel der Dessauer selber?“

„Kerl, ich lasse Ihn Spießruthen laufen, wenn Er glaubt, seinen Spaß mit mir treiben zu dürfen!“

„Ich rede im vollen Ernst!“

„Dann ist Er übergeschnappt!“

„Das sagte ich zu dem jungen Fährmann auch, als ich eben nach Hause kam und von ihm die Botschaft hörte.“

„Der junge Fährmann? So ist also wirklich ein Fang angekündigt worden?“

„Ja, und ein Hauptfang, ein Capitalfang, ein riesenmäßiger Fang. Was bekomme ich, Herr Major, wenn ich Euch wirklich noch heut' den Dessauer in die Hände liefere?“

„Hämmerlein, spricht Er wirklich mit Verstand und Ueberlegung?“

„Mit voller Ueberlegung!“

„Hm, dem alten Schwerenöther ist es wirklich zuzutrauen, daß er ein Mal incognito einen kleinen Abstecher wagt. Was meint Ihr, Baron?“

„Sagtet Ihr nicht vorhin erst, daß er inspiciren wolle, und dies wohl auf seine bekannte Weise thun werde?“

„Richtig! Hämmerlein, ich zahle Ihm fünfzig, hundert, ja zweihundert Thaler, wenn Er mir zu diesem Fange verhilft!“

„Dreihundert, Herr Major, dreihundert rund, wenn er festsitzt, und jetzt außerdem zehn für den Boten, dem ich sie vorgeschossen habe.“

„Er ist ein Jude, Hämmerlein!“

„Ich bin ein guter Christ und Hannoveraner. Gilt's? Ich spreche nicht eher.“

„So mag es sein!“ Er griff in die Tasche und zählte ihm die verlangte Summe hin. „Hier sind die zehn

Thaler. Die dreihundert zahle ich ihm aus, sobald ich den Alten habe. Nun rede Er!"

Der Wirth begann seinen Bericht, ließ weg, was die Klugheit ihm zu verschweigen gebot, und sprach ausführlicher als Ludwig, wo er es für nöthig hielt.

Der Offizier folgte seinen Worten mit immer wachsender Spannung und wurde am Ende des Vortrages von seiner Aufregung im Zimmer auf und ab getrieben.

Es war nichts Kleines, was sich ihm da zur Ausführung bot. Er stand im Begriff, für ein Unternehmen sich zu entscheiden, dessen mögliche Folgen gar nicht abgesehen werden konnten, und durch welches er jedenfalls einen nicht geringen Grad von Verantwortlichkeit auf sich lud. Bald aber war er mit sich einig und drehte sich mit einer scharfen, raschen Schwenkung auf dem Absatz herum.

„Ich thu's! Er kann gehen, Hämmerlein. Bleibe Er aber zu Hand; es ist möglich, daß ich Ihn noch brauche. Und Ihr, Baron, erlaubt mir, die begonnene Unterhaltung später fortzusetzen. Ich habe meine Vorkehrungen zu treffen."

Der Wirth befand sich kaum einige Minuten daheim, so sah er eine Menge Ordonnanzen vor dem Quartier des Majors, welches zum Schloß gehörte, auf die Pferde steigen und, nach verschiedenen Richtungen auseinander eilend, der Grenze zusprengen.

Ungefähr halbwegs zwischen Lenzen und Gartow steht mitten im Walde an der damals nur schwer fahrbaren Vicinalstraße eine einsame Schenke, die sich gegenwärtig allerdings etwas behäbiger präsentirt, als zur Zeit der schlesischen Kriege und des siebenjährigen Krieges, wo die ausgedehnten Föhrenbestände dieser Gegend die Unwegsamkeit erhöhten und den Verkehr erschwerten.

Der Wirth war ein finsterer, verschlossener Mann, der jedem Gaste gab, was er verlangte, und dann außer der Zahlung nicht weiter um ihn sich bekümmerte. Er war nicht auf Rosen gebettet in seinem abgelegenen Hause und konnte erst seit kurzer Zeit von einer wesentlichen Einnahme erzählen, die er den soldatischen Gestalten zu verdanken hatte, welche jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abende in seiner niedrigen und verräucherten Stube saßen, aßen, tranken, rauchten, spielten und trotz ihrer immerwährenden Lustigkeit Jeden, der ein bestimmtes Alter überschritten hatte, unangefochten ließen. Kam aber Einer, der noch frisch in's Leben schaute, der saß gar bald, er wußte selbst nicht wie, mitten unter ihnen und war dann plötzlich verschwunden, ohne daß Jemand ihn wieder zu sehen bekam.

Doch das ging den Wirth nichts an. Die Zeche wurde stets ordentlich entrichtet, und für das Andere hatte er keine Augen.

Es war kurz nach Mittag, als ein Mann gemächlich die Straße dahergeschritten kam, dessen Angesicht beim Anblicke der Schenke sich bedeutend aufheiterte.

Sein Oberkörper war in einen blau-leinenen Kittel eingehüllt; die Beine staken in weit heraufgezogenen Aufschlagestiefeln und über die rechte Schulter war eine wuchtige Peitsche geschlungen. Er mochte die Sechszig längst überschritten haben; doch stand ihm der schwarze Schnurrwichs gar martialisch zu Gesichte, und seine Bewegungen zeugten trotz ihrer Gemächlichkeit von Kraft und einer in diesem Alter nicht mehr häufigen Gewandtheit.

„Hm," brummte er schmunzelnd, „endlich finde ich so eine Hundebude, in der man sich den Straßenstaub hinunterspülen kann. Ich gehe hinein."

Seine Schritte wurden länger und schneller, und schon hatte er das Haus fast erreicht, als ein Bedenken in ihm aufzusteigen schien.

„Wer wohl in der Hütte stecken mag? Sie sieht mir ganz verdächtig aus. Vielleicht haben gar die kurfürstlichen Jacken hier Station und fragen mich nach diesem und jenem, was sie nicht zu wissen brauchen. Mordelement, da fällt mir etwas ein! Der Fährmann im »Blauen Stern« hat ganz meine Statur, mein Alter und auch sonst noch einige Aehnlichkeit. Wenn der herüberkommt, den fressen sie nicht. Also: ich bin der Fährmann aus Lenzen."

Er trat ein. Ein Dutzend kräftiger Gestalten saß um eine lange Tafel herum und war theils mit Pfeife und Krug, theils auch mit einer schmutzigen Karte beschäftigt. Der Wirth hockte gähnend in der Ecke und

hatte bei dem Lärm, den die Gäste vollführten, den Eintritt des neuen Ankömmlings nicht gehört.

Dieser trat an einen leeren Tisch, ließ sich auf einen der primitiven Sessel fallen, nahm die Peitsche herab und klopfte mit dem Griff derselben auf die Platte, daß es krachte.

„Heda, alte Schlafmütze, schaff' Bier!“

„Na—na—na—na, schlage Er mir nur den Tisch nicht entzwei. Wer so schreien kann wie Er, der ist noch lange nicht am Verdursten.“

„Brrrr, nicht gezankt, sondern eingeschenkt, wenn Sein Regenwasser zu trinken ist.“

„Für Ihn ist's gut genug.“

„Meint Er? Hm, so zeige Er einmal her!“

Er setzte den Krug an den Mund und kostete, zog aber sofort ein Gesicht, als hätte er einen Igel verschluckt.

„Was ist denn das für eine Seifensiederlauge? Schaffe Er schnell einen Schnaps, sonst zerrt mich's auseinander!“

„Er scheint sich auch den Geier auf einen guten Schluck zu verstehen. Den Schnaps soll Er noch haben, sonst aber nichts weiter. Wer meine Getränke tadelt, der kann gehen, wohin es ihm beliebt, und meinetwegen die Gurgel mit Wagenschmiere sich einreiben.“

„Hat Er ein Mundwerk! Wer da hineingeräth, der hat am längsten gepfiffen. Sage Er mir doch einmal, wie lange man noch bis Gartow zu gehen hat?“

„Grad' so lange, wie von Gartow bis hierher.“

„So! Da will ich Ihm einen guten Rath geben: gehe Er doch zu Seinem Kurfürsten und lasse Er sich von ihm als Oberlandeswegweiser anstellen. Er wird Ehre damit einlegen, Er alter Bullenbeißer, Er! Hier hat Er sein Geld, und nun . . .“

Er hielt mitten in der Rede inne. Draußen vor dem Hause hielt ein kleines Detachement Dragoner. Der Offizier war abgesessen und stand, die letzten Worte vernehmend und den Sprecher mit scharfem Blicke musternd, bereits unter der Thüre. Die andern Gäste hatten sich bei seinem Anblick respectvoll erhoben.

„Wer spricht hier in dieser Weise von Seiner königlichen Majestät, unserm gestrengen und gnädigen Kurfürsten?“

„Ich, wenn's Euch beliebt, Herr Lieutenant.“

„Und wer seid Ihr?“

„Wer hat das Recht, danach zu fragen?“

„Jetzt und zunächst ich! Darf ich um Antwort bitten?“

„Warum nicht? Der Gastwirth Fährmann aus Lenzen gibt sie Euch gern.“

„Der . . . Gastwirth . . . Fährmann . . . aus Lenzen?“ fragte der Offizier lächelnd. „Und was hat dieser hier zu suchen? Für einen Unterthan des Königs von Preußen ist es in den gegenwärtigen Zeitläuften gefährlich, die Grenze zu überschreiten. Habt Ihr einen von dem hiesigen Grenzcommando unterzeichneten Erlaubnißschein?“

„Hab' gar nicht an so ein Ding gedacht.“

„So! Dem Gastwirth Fährmann wäre eine solche Nachlässigkeit nicht zu verzeihen; der Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau Durchlaucht und Excellenz aber kann sich unmöglich zu solchen Kleinigkeiten bequemen. Excellenz, darf ich bitten, sich mir bis Gartow anzuschließen?"

„Donner und Doria, Lieutenant, was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß die sämmtliche Grenzmannschaft sich in Alarm befindet, um den hohen Gast, welcher uns angezeigt ist, würdig zu empfangen. Ich habe die Ehre, Excellenz mein Pferd zur Verfügung zu stellen."

„Das soll wohl heißen, daß ich gefangen bin, Er Schwerenöther?" brauste es unter dem Schnurrwichs hervor. „Wie kann Er sich denn einfallen lassen, den Gastwirth Fährmann für den . . . den . . . den . . ."

„Durchlaucht," erwiderte der Angedonnerte fest, aber mit leise zuckendem Munde, „ein Gastwirth pflegt nicht einen Siegelring mit fürstlicher Krone und von solchem Werthe zu tragen, wie ich ihn hier an diesem Finger bemerke, und der »Schwerenöther«, den ich so eben hörte, ist mir ein eben so sicherer Beweis, daß ich mich nicht irre."

Der Offizier deutete bei diesen Worten auf die Hand des Verkleideten, an welcher der Ring glänzte. Der Bedrängte wendete sich zur Seite und warf einen Blick durch das Fenster. Draußen scharrte das Pferd des Lieutenants ungeduldig mit den Hufen.

„Hm," brummte er leise vor sich hin. „Der Hengst ist nicht schlecht. Ich werde ihn probiren."

Er warf sich auf den Lieutenant, welcher eines so plötzlichen Angriffes nicht gewärtig war, schleuderte ihn zu Boden und sprang zur Thüre hinaus. Draußen ertönten einige rasche Fragen, dann laute Rufe. Der Offizier raffte sich empor und stürzte nach. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um einen der Seinigen vom Pferde zu ziehen, dieses selbst zu besteigen und dem kühnen Flüchtlinge nachzusprengen, der ventre à terre auf dem Rappen dahinjagte, ohne sich mit einem Blicke nach seinen Verfolgern umzusehen.

Der seines Thieres Beraubte trat zu den Gästen, welche auf die Straße geeilt waren und unter lebhaftem Schreien, Fluchen und Schimpfen die tolle Jagd beobachteten, bis eine Biegung der Straße sie ihren Augen entzog.

„Wißt Ihr, wer das war? Kein Anderer als der Dessauer, der bei uns zu spioniren schleicht. Lange Stiefel, blauer Kittel, Treiberpeitsche, so ist er uns angesagt, und wir kamen eben her, um Euch Ordre zu bringen, Jeden, der in dieser Kleidung hier einkehrt, festzunehmen und nach Schloß Gartow zu transportiren."

Diese Kunde vergrößerte die Aufregung nur, statt sie zu dämpfen. Man trat in die Stube zurück, um die unerhörte Neuigkeit durch einige frische Krüge verdaulicher zu machen, und es dauerte lange, ehe die Stimmen in gemäßigterm Tone durch die rissigen Fenster drangen.

Da nahte ein Zweiter dem Hause. Er trug einen blauleinenen Kittel, ging in lang heraufgezogenen Stie-

feln und hatte eine zusammengenestelte Peitsche von der linken Achsel auf die rechte Hüfte niederhängen. Er mochte die Sechszig überschritten haben, doch zeigte der gewaltige Schnurrwichs noch seine volle Schwärze, und die dunkeln Augen blitzten gar munter auf den einladenden Zweig, der über der Thüre der Schenke befestigt war.

„Hm," brummte er, „hier könnte man sich den Urlaub anfeuchten, wenn man die gehörige Zeit dazu hätte; aber ich muß direct nach Gartow zu dem Hämmerlein, dem Galgenstrick, um meine Dorchlaucht herauszuhauen, und da ... hm, zu einem Kruge bleibt mir doch wohl Zeit. Ich gehe hinein!"

Als er in die Stube trat, richteten sich sofort Aller Augen auf ihn und sämmtliche Köpfe fuhren in Unheil verkündendem Geflüster zusammen.

„Rasch, Wirth, einen Krug!" befahl er und trat dann an's Fenster. Die Eile, welche er hatte, ließ ihn nicht an's Niedersetzen denken.

„Werber! Hol' mich der Kuckuck, das sind Werber!" murmelte er in den Bart. „Das Gelichter kennt man auf den ersten Blick. Wer aber bin ich denn eigentlich, wenn mich Einer fragt? Hm, da kann ich in eine ganz abscheuliche Patsche gerathen. Wenn ich wüßte, daß sie den Fährmann, der gewiß in gutem Rufe bei ihnen steht, nicht grad' persönlich ... Mordelement, ich bin der Wirth zum »Blauen Stern«; basta, punctum. Sie mögen mir nur kommen!"

Statt des Wirthes brachte Einer der Werber den vollen Krug und setzte sich so in seine Nähe, daß er die Thüre deckte.

„Woher des Weges, Herr?“ fragte er mit einer Stimme, welche zwischen Respect und Strenge hin und her vibrirte.

„Von Lenzen,“ klang es kurz.

„Das ist bös; wer da herüberkommt, wird angehalten. Wir sind wohl da zu Hause?“

„Wir? Wer denn?“

„Nun, Ihr.“

„Ach so! Ja.“

„Was habt Ihr für ein Zeichen?“

„Gastwirth.“

„Und der Name?“

„Fährmann, Gastwirth Fährmann im »Blauen Stern« zu Lenzen. Nun aber laß Er mich ungeschoren. Ich habe mehr zu thun, als Ihm den Katechismus aufzusagen!“

Er trank seinen Krug leer, zog den Mund bis an die Ohren und langte in die Tasche.

„Was bekommt Er für das Bier?“

Jetzt traten die Andern herbei.

„So weit sind wir noch nicht! Habt Ihr einen Passirschein aufzuweisen?“

„Passirschein? Er hat wohl noch nicht recht ausgeschlafen. Ich bin passirt; wozu brauche ich da noch einen solchen Wisch?“

„So beweist uns wenigstens, daß Ihr wirklich der Gastwirth Fährmann seid.“

„Beweisen? Wozu?“

„Weil der Fährmann schon einmal dagewesen ist.“

„Schon einmal ... hm, der Halun ... hm. Das ist nicht wahr! Bin ich's gewesen?“

„Nein.“

„Na also, folglich war ich's nicht. Macht Platz, Ihr Schwerenöther, ich kann ...“

„Schwerenöther? Excellenz, ich muß mir ganz gehorsamst die Waffe ausbitten! Ew. Durchlaucht ...“

„Excellenz ... Durchlaucht ... Waffen ausbitten? Den Henker sollt ihr haben, ihr Pack, aber nicht meine Waffen. Gebt Raum!“

Er machte Miene, die Thüre zu gewinnen, sah sich aber augenblicklich umringt und festgehalten. Mit einem gewaltigen Rucke riß er sich los und zog die beiden Pistolen hervor. Schnell aber war er wieder gepackt; es entstand ein angestrengtes Ringen. Die Schüsse entluden sich, einige Schreie zeigten, daß sie getroffen hatten — aber, wie Heinz heut' zum Fürsten gesagt hatte: viele Hunde sind des Hasen Tod; er wurde übermannt und gefesselt. Die aufgeregten Männer nahmen wegen der Schüsse auf seinen vermeintlichen hohen Stand keine Rücksicht.

Nach kaum einer Viertelstunde saß er auf dem Holzwagen des Wirthes und wurde, von einer alten, magern Mähre gezogen, unter vier Mann Bedeckung nach Gartow transportirt.

Der Wagen konnte noch nicht gar weit gekommen sein, da kam ein Dritter auf das Haus zugeschritten. Ueber dem blauen Leinwandkittel trug er eine Peitsche, und die langen Stiefel waren bis nahe an den Unterleib herangezogen. Er konnte die Sechszig überschritten haben, doch schien nicht dieses Alter, sondern ein anderer Umstand schuld an dem trüben, müden Ausdrucke seines Gesichtes zu sein.

„Hm," brummte er, indem er die Spitzen seines matt niederhängenden Schnurrbartes in die Höhe zog, „das nenne ich doch Glück beim Unglücke! Wäre ich daheim gewesen, so hätten sie mich weggeholt, und ich hinge vielleicht schon jetzt drei Ellen hoch am Stricke; so aber bin ich dem Dessauer nachgeschlichen, um Gewißheit zu haben, daß er auch wirklich herüber ist, und wurde bei der Heimkehr unterwegs gewarnt. Hätte ich nicht noch Zeit gefunden, beim Schwäher die Kleider zu wechseln, so hätte man mich erkannt und ich wäre gar nicht durchgekommen; so eng wie heut' ist die Linie noch nie besetzt gewesen. Nun aber weiß ich weder Rath noch That. Ich muß zum Hämmerlein; der wird zu helfen wissen. Vorher aber einen Trunk. Bin zwar noch nie in diesem Loche eingekehrt; aber Durst geht über Geschmack!"

Er trat ein und bestellte sich einen Krug Bier.

Die Anwesenden sahen sich beinahe verblüfft an und beriethen leise über die Maßregeln, welche sie zu nehmen hätten. Endlich erhob sich Einer und trat herbei.

„Gut Wetter heut', nicht?"

„Hm, ja."

„Seid wohl schon weit gegangen?"

„Nicht gar sehr weit."

„Woher?"

„Von Lenzen."

„Seid wohl da bekannt?"

„Bin da zu Hause."

„Kennt Ihr den Fährmann, den Wirth zum »Blauen Stern«?"

„Den kenn' ich ganz genau; denn ich bin es zumal selber."

„Aha! Habt Ihr einen Passirschein bei Euch?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil mein Geschäft so eilig war, daß ich mir keinen besorgen konnte."

„Wißt Ihr's schon von dem Dessauer?"

„Was? Daß er heimlich herüber ist?"

„Aha! Aber das wißt Ihr noch nicht, daß seit einer Stunde schon zwei Fährmänner aus dem »Blauen Stern« hier eingekehrt sind?"

„Das ist nicht möglich!"

„Und Ihr seid der Dritte. Wie kommt es denn, daß Euch der Dreispitz zu klein und der Kittel zu kurz und zu weit ist, he?"

„Da müßt Ihr meinen Schneider fragen; ich kann nicht dafür."

„Wollt wohl auch nach Gartow, wie die Andern?"

„Ja, nach Gartow will ich.“

„Das ist ja schön. Wir gehen mit.“

Während dieser Verhandlung kam ein Vierter die Straße entlang. Er hielt sich stets am Saume des Waldes, als sei er jeden Augenblick bereit, sich hinter das Gebüsch desselben zurückzuziehen. In der Nähe der Schenke angekommen, schlug er sich in das Dickicht, bis er auf einen schmalen Waldpfad stieß, den er mit eiligen Schritten verfolgte.

Es war Bellheimer, den es nicht in Lenzen gelitten hatte. Er war über die Elbe gegangen und schlug nun den kürzesten Weg nach Gartow ein, wo seine Gegenwart seiner Meinung nach von Nutzen sein konnte. Der Pfad war ein schnurgerader Richtweg, der die gewöhnliche Gehzeit fast um die Hälfte kürzte, so daß der kühne Wachtmeister gar bald den Waldessaum erreichte und nun den Flecken mit seinem Schlosse vor sich liegen sah.

Ein scharfer Blick über die Gegend zeigte ihm, daß er seinen gewöhnlichen Weg ohne Gefahr verfolgen könne; nur die unbetretenen Raine benutzend und seiner Gestalt die gebückte Haltung eines alten, müden Mannes gebend, schob der Vielverfolgte, dem bei einer etwaigen Erkennung jedenfalls Kampf und Gefangenschaft, vielleicht gar der Tod eines Spions drohte, sich zwischen den bereits abgeernteten Feldern hindurch bis an die hintern Gartenzäune des Ortes. Denen entlang schlich er weiter, bis er eine Pforte erreichte, durch welche er nach vorherigem Spähen vorsichtig schlüpfte. Eine

hochgewachsene Mädchengestalt war mit Trocknen der Wäsche beschäftigt.

„Pst, Anna!“ klang es leise aus dem Buchengebüsch an ihr Ohr.

Sie drehte sich um. Eine Hand winkte zwischen den Blättern hervor. Erschrocken und erfreut zugleich trat sie näher.

„Heinrich, um Gotteswillen, du hier? Heut' und am hellen Tage!“

„Ich konnte nicht anders, Anna. Sprich, wo ist dein Vater?“

„Ach Gott, der liegt im Bette, ohne Verstand und Besinnung!“

„Was ist's mit ihm?“

„Ich weiß es nicht. Als sie den ersten Dessauer brachten —“

„Dessauer? Den ersten?“

„Ja. Sie haben zwei gefangen und wissen nicht, welcher der richtige ist.“

„Gefangen? Alle Wetter, also doch! Nun, dein Vater?“

„Da wurde er zum Major gerufen, und kurze Zeit darauf brachten sie ihn getragen. Ich hörte nur, daß er einen fürchterlichen Faustschlag erhalten hat.“

„Ah — so! Sind Gäste drin?“

„Kein Mensch.“

„Knecht und Magd?“

„In den Wald nach Streu gefahren.“

„Der Ludwig aus dem »Stern« war hier.“

„Das weißt du? Er hat den Fürsten verrathen und vom Vater dafür die Zusage, von mir aber eine gute Ohrfeige erhalten. Ach, Heinrich, was thue ich nur?“

„Bist mir wirklich gut, Anna?“

„Ach, von Herzen!“

„So thue heut’, was ich dir sage.“

„Ich will’s!“

„Auch wenn’s schwer ist?“

„Auch dann. Es kann nicht mehr so fortgehen wie jetzt. Ich lasse lieber alles im Stiche und geh’ fort, so weit meine Füße mich tragen.“

„So soll es heut’ fest werden. Komm mit herein zum Vater.“

„Heinrich, das geht nicht! Wenn man dich . . .“

„Vorwärts, Anna; ich weiß schon, was ich thu’!“

Er konnte getrost das Haus betreten: es war Niemand vorhanden, der ihn hätte verrathen können. Denn sämmtliche Bewohner Gartow’s, die nicht durch Arbeit gebunden waren, befanden sich in der Nähe des Schlosses, um das unerhörte Ereigniß zu beobachten, daß zwei Fürsten von Dessau gefangen seien, von denen doch nur Einer der Richtige sein konnte.

Der Major, welchem zwei Schwadronen zur Verfügung standen, hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß ihm der Erwartete nicht entgehen konnte. Als nun der betreffende Posten von Fährmann die Nachricht brachte, daß der Fürst wirklich unterwegs sei, wurde er seiner Sache ganz gewiß und kehrte zum

Baron zurück, um in seiner Gesellschaft den hohen Arrestanten zu erwarten.

Da erklang Pferdegetrappel vom Hofe herauf; sporenklirrende Schritte ließen sich auf dem Corridor vernehmen, und unangemeldet trat ein schweißtriefender Offizier ein.

„Lieutenant Helmerding, woher so eilig?"

„Herr Major, wir haben ihn!"

„Wo?" rief dieser aufspringend.

„Unten im Hofe . . . auf der Treppe . . . nein, ich höre ihn schon draußen vor der Thüre!"

„Laßt ihn eintreten. Das Nähere werde ich nachher wohl erfahren."

Der Lieutenant stieß die Thür auf und ließ den Gefangenen eintreten.

Der Major trat diesem respectvoll entgegen. „Durchlaucht, ich habe die höchst schätzenswerthe Ehre . . ."

„Dummheit!" donnerte es ihm entgegen. „Verdammt große Ehre, einen Gastwirth aufzugreifen und für einen Fürsten zu halten!"

Der Major trat betroffen zurück. „Ein Gastwirth! Höre ich recht?"

„Frage Er nur Seine Leute. Wenn Er sich blamiren will, mich geht die Sache nichts mehr an!" Rasch war er an der Thüre zum Erkerzimmer, stieß diese auf, trat hinein, und im nächsten Augenblick bewies das Klirren von Schlüssel und Riegel, daß er sich eingeschlossen habe.

Der Major riß das Fenster auf, befahl zwei Mann Wache mit scharf geladenem Gewehr unter das Cabinet und ließ dann den Lieutenant wieder eintreten, der einen ausführlichen Rapport abstatten mußte. Der Hengst hatte gestolpert und war unter seinem Reiter gestürzt, wodurch der Letztere in die Hände seiner Verfolger gerathen war.

Zachwitz befand sich in der größten Rathlosigkeit. Er konnte den Gefangenen weder vernehmen noch untersuchen lassen, da bei der Gewaltthätigkeit, welche dieser während des Transportes bewiesen hatte, von einem Aufsprengen der Thüre nichts Gutes zu erwarten war. Und für den Fall, daß es der Fürst doch sei, war ja die möglichste Rücksicht und Schonung geboten.

„Baron," fragte er diesen, „habt Ihr ihn wiedererkannt?"

„Hm, bin mir darüber noch sehr im Zweifel."

„Herr Lieutenant, Ihr seid für jetzt entlassen. Der Hämmerlein soll kommen, aber schleunigst!"

Der Verlangte erschien nach kurzer Zeit.

„Er kennt doch den Fährmann ganz genau?"

„Das will ich meinen."

„Beschreibe Er ihn mir."

Er that es. Das Signalement paßte genau auf den Gefangenen.

„Lasse Er sich eine Leiter geben," befahl der Major mit gedämpfter Stimme, „und steige er ein Mal vor-

sichtig zum Erkerfenster empor, um einen Blick auf den Mann zu werfen. Das soll entscheiden."

Der Wirth folgte dem Gebote; kaum aber hatte er mit der Stirne die Fensterhöhe erreicht, so wurde ein Flügel schnell aufgerissen, und eine geballte Faust sauste mit solcher Wucht auf seinen Kopf hernieder, daß er an der Leiter herabrutschte und besinnungslos zur Erde stürzte.

Zachwitz wollte eben den Befehl ertheilen, die Thüre nun doch aufzusprengen, als der verabschiedete Lieutenant wieder erschien.

„Halten zu Gnaden, Herr Major, ein zweiter Gefangener! Darf er eintreten?"

„Ein Zweiter? Herein mit ihm!"

Heinz trat ein. Er war an den Armen gebunden. Hinter ihm erschienen die Transporteure mit den beiden Pistolen.

„Einstweilen abtreten!" befahl er ihnen und wendete sich mit sichtlicher Unsicherheit an den Gefangenen. „Wie kommt es, daß man Euch gefesselt hat?"

Heinz warf einen raschen Blick im Zimmer umher und sah die Thüre zur Erkerstube sich bewegen, in welcher, vom Major ungesehen, der Fürst erschien. Dieser hatte den Kammerhusaren durch das Fenster bemerkt und leise geöffnet.

„Ja," antwortete er, „wie kommt es, daß man einen Gastwirth für einen Feldmarschall hält und ihn doch in schimpfliche Bande schlägt? Beantworte Er sich Seine kluge Frage selber!"

Mit zwei Schritten war er draußen beim Fürsten, und im Nu klirrte das Schloß hinter ihm.

Zachwitz stand vollständig steif vor dem Baron, der auch das Oeffnen des Nebenraumes zu spät bemerkt hatte.

„Was sagt Ihr dazu, Herr von Bernstorff?“ stieß er endlich hervor.

„Gar nichts, gar nichts; ich glaube, mir träumt es! Vernehmt ein Mal die Leute!“

Es geschah. Auch die Pistolen wurden untersucht und als jedenfalls dem Fürsten gehörig befunden. Welcher von Beiden war der echte Leopold, wenn Einer von ihnen es überhaupt war? Der Major beschloß, die Ankunft seiner beiden Rittmeister, welche auf Inspection geritten waren, abzuwarten und dann mit ihnen das Nöthige zu berathen. Noch aber war keiner von ihnen zurückgekehrt, als der dritte Gefangene gemeldet wurde.

„Ein Dritter! Das wird immer toller! Herein mit ihm!“

Fährmann trat ein. Zachwitz stellte sich vorsichtig zwischen ihn und die Nebenzimmerthüre.

„Wollt Ihr mir wohl . . .“

Er konnte nicht weiter sprechen. Zwei Fäuste faßten ihn von hinten, während er sah, daß der Arretirte von zwei andern blitzschnell weggezogen wurde. Dann fühlte er sich frei, und als er sich umwendete, war die Thüre wieder verschlossen. Jetzt war es ihm wirklich unmöglich, ein schallendes Gelächter zurückzu-

halten. Der Baron stimmte ein. Die Situation hatte trotz ihres Ernstes auch eine so komische Seite, daß sie unbedingt zum Lachen hinriß.

In dieser Lustigkeit wurden die beiden Männer durch die Rückkehr des einen Rittmeisters, dem bald auch der andere folgte, überrascht. Der sofort gebildete Rath verhörte zunächst die Begleiter des Sternwirthes und beschloß dann, die Thüre mit Gewalt zu öffnen und die Gefangenen, wenn die Vernehmung derselben zu keinem Resultate führe, unter hinreichender Bedeckung noch heute an das Hauptquartier abzuliefern.

Schon erhob sich der Major, um diesem Beschluß gemäß zu handeln, als die Tochter Hämmerlein's gemeldet wurde. Sie konnte nur etwas auf die Sache Bezügliches bringen und wurde sofort vorgelassen.

„Herr Major," bat sie, „der Vater läßt um eine sofortige geheime Unterredung ersuchen. Er hat in Beziehung der Gefangenen eine wichtige Mittheilung zu machen."

„Gut, mein Kind! Hat er sich erholt?"

„So daß er sprechen kann, ja."

„So sag', ich käme gleich. Meine Herren, ich kehre jedenfalls bald zurück und bitte, mit den beschlossenen Maßregeln bis dahin zu warten."

Die Unterredung mußte eine sehr wichtige sein; denn statt des Majors kam nach kurzer Zeit Anna wieder und bestellte im Auftrage des Letztern den ältern Rittmeister, dann nach einer Pause den jüngern und endlich auch den Lieutenant von Helmerding. Sie

gingen nach einander und überließen die Aufsicht über das Gefangenenzimmer endlich dem Baron, welcher außerordentlich gespannt auf den Ausgang der Sache war und die Rückkehr der Offiziere mit Ungeduld erwartete.

Nach und nach wurde er unruhig. Er befand sich allein im Zimmer. Die Besatzung stand an der Grenze auf Posten oder war auf Patrouille abwesend; sämmtliche dienstfreie Offiziere waren nach einander zu Hämmerlein gegangen, und im Schlosse selbst gab es kaum ein Dutzend Soldaten, auf deren Beistand er rechnen konnte, wenn es den Gefangenen einfiel, ihr Zimmer zu verlassen.

Da klangen rasche Schritte auf dem Corridor; die Thüre ging auf, und ein junger Offizier in der Uniform eines Dragoner-Majors trat ein. Den Schloßherrn erblickend, fragte er, sich verbeugend: „Der Herr Baron von Bernstorff?"

„Derselbe! Und wer gibt mir die Ehre?"

„Der Wachtmeister Heinrich Bellheimer, Herr Baron, der sich nur einstweilen in die Kleidung des gefangenen Majors von Zachwitz geworfen hat, um Euch zu bedeuten, daß Ihr ein Kind des Todes seid, wenn Ihr zu mucksen wagt!"

Er zog eine Pistole hervor, schritt an dem erbleichenden und vor Schreck sprachlosen Manne vorüber und schlug an die Nebenzimmerthüre.

„Aufgemacht!"

„Werda?" brummte es von innen.

„Wachtmeister Bellheimer von Lenzen herüber!"

Das Schloß klang; es wurde vorsichtig geöffnet, und hinter einer kleinen Spalte erschien der Schnurrbart Heinzens.

„Mordelement, er ist's wirklich! Auf mit dem Loche!"

Er trat in das Zimmer, hinter ihm der Fürst. Bellheimer wendete sich an den Letztern: „Er ist der Lieferant Hillmann?"

„Wenn Er nichts dagegen hat!" klang es schnell entschlossen. „Was will Er?"

„Seine Durchlaucht, der Herr Feldmarschall Excellenz hat erfahren, welche Gefahr Ihm einer eingebildeten Aehnlichkeit wegen droht, und mich mit einem Detachement herübergesendet, um Ihm aus der Klemme zu helfen. Nehme er die geborgten Pistolen, die der Major von Zachwitz hier liegen gelassen hat, und komme Er mit mir. Vorwärts, Fährmann, heraus aus der Bude!"

Der Fürst und Heinz hatten sich in die Lage, auch ohne sie vollständig zu begreifen, sofort gefunden, und verließen das Gemach, ohne den Baron mit einem einzigen Blicke zu beachten. Fährmann wäre jedenfalls lieber zurück geblieben, hegte aber viel zu großen Respect vor Bellheimer's Pistole, als daß er sich hätte weigern mögen.

„Herr Baron, Ihr bleibt hier an dieser Stelle, bis ich wiederkehre!" befahl der Wachtmeister noch, und folgte dann den Voranschreitenden nach.

Unten standen, von zwei Soldaten gehalten, vier gesattelte Pferde.

Der Fürst machte dem Wachtmeister Augen, als wolle er ihn mit ihrem Blicke in Flammen setzen, saß aber mit Heinz sofort im Sattel.

„Kann Er reiten?“ fragte Bellheimer den Sternwirth. „So steige Er auf! Ich voran, Er in der Mitte und die Beiden da hinter Ihm!“

Im scharfen Trabe ging es vom Schlosse fort, durch den Flecken und hinaus in's freie Feld. Am Wege stand Anna mit einem kleinen Bündel in der Hand.

„Komm herauf zu mir!“ meinte der Wachtmeister, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

„Was soll das Mädchen?“ fragte Leopold.

„Werd's nachher sagen.“

Wieder vorwärts ging es so scharf wie möglich durch die Felder und den Wald, an der einsamen Schenke vorüber und immer weiter, ohne daß ein feindliches Wesen sich sehen ließ. So erreichte man endlich die Elbe unterhalb Möblich. Ein Kahn lag hart am Wasser; es wurde abgestiegen. Bellmann trat zum Fürsten.

„Darf Fährmann wissen, mit wem er gefangen war?“

„Nein.“

„So bitte ich, vorauszufahren. Ich komme mit ihm nach und werde ihn dem Herrn Oberstwachtmeister von Dennau abliefern.“

„Und das Mädchen?“

„Wird jetzt mit rudern und mir dann den Kahn herüber bringen.“

So geschah es.

Auch hier ließ sich kein Hannoveraner sehen. Drüben stand ein preußischer Posten. Er rief den Kahn an, bekam die Losung und ließ die beiden Männer passiren. Anna brachte das Fahrzeug zurück. Die Pferde wurden an den Stern gekoppelt, wo Bellheimer, das Steuer führend, sie beaufsichtigte. Fährmann mußte mit zum Ruder greifen; so gelangte man glücklich hinüber. Hier wurden die Thiere an das Gesträuch gebunden, um später abgeholt zu werden. Dann nahm Bellheimer seinen Gefangenen fest am Arme und schritt mit ihm und dem treuen Mädchen dem nahen Lenzen zu.

Dort angekommen, fanden sie die Schwadron des Rittmeisters von Galen, welche zum Ausrücken bereit gewesen war, so eben aber den Befehl erhalten hatte, wieder abzusitzen.

Kaum hatte Bellmann den Sternwirth abgeliefert, so wurde er zum Fürsten beordert. Er fand ihn allein.

„Bellheimer, Er Tausendschwerenöther, wie hat Er denn das alles fertig gebracht?“ wurde er von ihm empfangen.

Der Wachtmeister erzählte alles von heute früh bis auf den letzten Augenblick. Anna hatte sich am Schlosse nach der Lage der Gefangenen erkundigen und dann die Offiziere holen müssen. Diese waren einzeln, wie sie kamen, von Bellheimer überwältigt worden. Den Major, welcher ähnlicher Statur mit ihm war, hatte

er zum Kleiderwechsel gezwungen, ihn und seine Kameraden durch Fesseln unschädlich gemacht und sich dann auf das Schloß begeben, wo die in diesem Augenblick herrenlosen Soldaten seine Befehle, in der Meinung, er sei vom Hauptquartier gesendet, sofort respectirt hatten. Es waren ihrer nur wenige gewesen, deren Mehrzahl er mit Befehlen an die Außenposten gesandt hatte, um sich den Rückweg frei zu machen; die Andern hatten ihm die Pferde der vier mit Hämmerlein eingeschlossenen Offiziere satteln müssen.

Der Fürst hörte mit immer wachsender Verwunderung zu.

„Bellheimer, Er ist ein ganzer Kerl, — Er ist ein ganz gefährlicher Halunke, vor dem man sich in Acht zu nehmen hat. Darum soll er von heut' an stets in meiner Nähe sein. Will Er Lieutenant werden?"

„Excellenz —"

„Schon gut! Er tritt aus dem Regimente und wird als Offizier mein Zeltmeister. Verstanden?"

„Zu Befehl, Excellenz! Ich weiß nicht, welche Worte ..."

„Maul gehalten. Und sein Mädchen, das um Seinetwillen den Vater im Stiche gelassen, der allerdings den Strick verdient, soll auch mit mir zufrieden sein. Was sie heut' verloren hat, das soll ihr die Ausstattung wiederbringen, für die ich Sorge tragen werde. Schicke Er sie bis zur Hochzeit nach Dessau. Ich will ihr ein paar Worte an meine Anne-Liese

mitgeben, die für sie sorgen wird. Den Sternwirth hat er doch richtig abgeliefert?"

„Zu Befehl, ja."

„Schön. Dem will ich lehren, unsere Landeskinder an den Feind zu verkaufen! Spricht der Himmelhund heut' zu mir, der Dessauer stecke voller Grobheiten, wie der Hund voller Flöhe! Wart', er soll den feinsten Strick bekommen, der zu finden ist, und seinen Jungen, den Verräther, den werde ich bei der Parabel nehmen, daß ihm die Anna vergehen soll! Jetzt aber mache Er, daß Er fortkommt; Er weiß ja, was Er dem Bernstorff versprochen hat, sonst sitzt und schwitzt und wartet der auf Ihn bis zum jüngsten Tag."

Die Frau des Oberstwachtmeisters hatte sich Anna's liebreich angenommen und ihr für jetzt ein Asyl bei sich eröffnet. Bellheimer mußte sich bei der freundlichen Dame bedanken.

Dann aber ging's zu Heinz, der schon längst mit Ungeduld auf ihn gewartet hatte.

„Mord=Element, läßt Er mich ewig sitzen! Gleich komm Er her hier neben mich und erzähle Er, wie es Ihm gelungen ist, uns aus der Tinte herauszufischen."

Der Bericht begann von neuem, und der alte brave Leibhusar war ein eben so aufmerksamer Zuhörer wie der Fürst.

„Ist Er ein Mordkerl, Bellheimer! Ich bin Ihm immer gut gewesen; jetzt aber muß ich ihn geradezu umarmen. So! Und nun will ich Ihm Eins noch sagen, Wachtmeister . . ."

„Halt; es hat sich ausgewachtmeistert, Heinz.“

Wie so?“

„Weil ich von jetzt an Zeltmeister Ihrer Durchlaucht mit Lieutenants-Rang bin.“

„Ist's wahr, Goldjunge? Victoria, der Knoten ist gerissen! Wer weiß, was nun noch alles aus Ihm wird! Aber freilich, verdient hat Er's reichlich; denn kein Mensch darf wissen, in welch ein sauberes Loch wir uns geritten haben, und die Sache muß Geheimniß bleiben.“

„Ich werde zu schweigen wissen.“

„Ja, ja, das weiß ich; aber das Mädel, die Anna, der . . . der Husar?“

„Die ebenso wie ich.“

„Will's hoffen! Er hat sich da etwas ganz Extrafeines herausgelesen, das muß man sagen. Das Mädel ist nett und sauber, grad' wie . . . wie die junge Wittfrau, bei der wir damals Anno Vier in Quartier lagen, nämlich ich und die Dorchlaucht. Es ging damals gegen die Baiern und Franzosen, und sie hatte wahrhaftig ein Auge auf mich geworfen, so daß ich oft kaum wußte, wohin ich sehen sollte. Eines Tages nun stehe ich unter der Thüre und putze grad' mein Lederzeug, da kommt sie die Treppe herab und macht mir ein Gesicht, als ob es gleich zum Altare gehen sollte. Ich strecke auch schon alle zehn Finger nach ihr aus, da kommt es die Straße heraufgaloppirt, hält vor dem Hause, und wer steigt ab? — eine Ordonnanz vom Prinzen Eugenius, der den Befehl bringt, daß . . .“

„Darf ich eintreten?“ fragte es da schüchtern am Eingange. Es war Anna, die den Geliebten suchte.

Heinz hatte Unglück mit dieser seiner Lieblingsgeschichte. Er brachte sie nie weiter als bis zu dem Befehle des Prinzen Eugenius; doch war er auch jetzt zu gutmüthig, als daß er dem Störenfried hätte zürnen können. Er nickte Anna vielmehr ganz freundlich zu und meinte: „Ja, kommen Sie nur immer herein, Jüngferchen; dem Wachtm . . . wollte sagen, dem Herrn Lieutenant wird's heute Abend lieber sein als damals Anno Vier, und Ihr kleines Plapperment hört er gewiß zehn Mal lieber, als die Beschreibung von meiner jungen Wittfrau, — die sich allerdings auch sehen lassen konnte!“

Meister Müller und sein Geselle.

Eine deutsche Geschichte aus alter Zeit

von

K. von Lenhard.

I.

Holla! Heda! Wohin soll's mit Euch?"

„Kommt mit, wenn Ihr's sehen wollt!"

„Der Herr Commandant ist nicht zu Hause."

„Nicht zu Hause? Um Mittag nicht zu Hause? Wo denn?"

„Nicht zu Hause; er ist am Essen und will nicht perturbirt sein."

„Schert mich nicht! Will auch nicht perturbirt sein von euch Hundepack. Ruiniren mir alles . . . der Henker soll sie holen!"

„Geht nicht; der Herr Commandant läßt Euch absolut nicht vor."

„Das wollen wir schon sehen."

„Ich werf' Euch in's Cachot, wenn Ihr nicht hier bleibt! Wir haben die strengste Ordre, Niemanden hereinzulassen."

„Warum habt Ihr mich denn hereingelassen? Da habt Ihr Euere Ordre ja schon übertreten. Geht und sauft Euch noch voller!"

„Satanizza, bomba di esperanza!"

„Los, sag' ich! Auf der Stelle laßt meinen Arm los!"

„Es geht nicht, Mann."

„Das wird mir doch zu toll!" Mit diesen Worten machte er sich frei und im selben Augenblicke lag der Andere da, so lang wie er war, die Pike neben ihm, und die Pickelhaube kollerte die steinerne Treppe hinunter.

„Sataniz . . . Satanizza, bomba di esperanza, wo ist der Kerl geblieben?"

Der war eben beim Commandanten eingetreten. „Excellenz, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe; aber meine Sache duldet kein Zaudern."

„Wer seid Ihr?" fragte der Commandant mit herrischem Tone und finster die Stirne runzelnd. Er hatte eben eine gut geschmorte Schweinsrippe zum Munde geführt, als der unwillkommene Besuch eintrat.

„Ich bin der Küfermeister Peter Müller, hier aus Wesel gebürtig und darin ansässig. Hab' Euer Excellenz noch vor acht Tagen zwei Anker Bacharacher abgefüllt, wenn Ew. Excellenz sich erinnern wollen . . ."

„Aha! aha! Nun, Peter Müller, was begehrt Ihr?" Er that nach Soldatenart einen herzhaften Biß von der Schweinsrippe.

„Excellenz! das Maß ist voll: Euer Volk haust ja ärger, als vor drei Jahren die Dänen gethan, und als jetzt draußen die Holländer! Steh'n wir so zu euch? Bei hellem Tage mit Gewalt in die Häuser einbrechen und rauben und stehlen . . . und die Leute maltraitiren, als wären's Holzklötze, ungehobelte Blöcke . . . ist das in der Ordnung?"

„Wo ist das geschehen und wann?"

„Das geschieht eben jetzt wieder hier in Wesel! Und das erste Mal ist's nicht, seit wir die Spanier hier haben, das werden Ew. Excellenz selber wohl

wissen. Ein Oberstlieutenant hat sich gestern Abend bei meinem Bruder Franz, der Bäckermeister ist, mit Gewalt einquartiert, der Variation und Abwechslung halber, wie er sagte, und für wie viel glauben Ew. Excellenz, daß er durch die Gurgel gejagt hat? Für zehn Reichsthaler in einer einzigen Nacht! Hat ihm mit seinen Spießgesellen eine halbe Ohm Wein ausgesoffen, die mein Bruder von einem Kölner Kaufmann für sieben Reichsthaler gekauft. Und sein Brod haben sie ihm vor die Füße geschleudert . . . 's ist himmelschreiend! Sie wollten feiner Brod, sagten sie; ihre Zähne seien elfenbeinerne Zwiebacksmühlen, hat einer von den Grünschnäbeln gewitzelt; Eicheln seien für die Sauen gewachsen. Und wie Mancher leckt jetzt die Finger nach unserm Brod, das allerdings aus Eicheln, Hanfkörnern und Wurzeln gebacken wird; 's geht aber zuckersüß herein beim gemeinen Mann in diesen elendiglichen Zeitläuften. Alle Frucht ist ja mißrathen und der zehnte Mann hat nicht so viel Weißpfennige, um die Aussaat für's nächste Jahr zu bestreiten. Ist das ein Gebahren, frage ich Euch, wie sich's Christenmenschen geziemt? Und in Freundesland! Das ist aber längst nicht alles . . . Von allen Seiten wird über die hochmüthige, herzlose Soldatesca lamentirt. Doch da steh' ich und beklage das Leid Anderer, während man in meinem eigenen Hause am Rauben und Ruiniren ist! Alles holen sie, es mag Namen haben wie es will. Und an Euch ist es, Excellenz, Euch der Bürger anzunehmen wider das ungezogene Volk. Paßt bei Zeiten auf, Herr Commandant, eh' es zu spät ist! Vieles lassen sich die Weseler gefallen und sind von Hause aus wahrlich nicht aufsässig, aber jedes Ding nimmt ein End'!"

Der Graf Lope de Nevada, der zeitweilige Festungs-Commandant von Wesel, war ein gar feiner Herr, der viel dachte, viel begehrte, viel wollte — aber wenig verlauten ließ. Er hatte diese Methode seither bewährt gefunden; denn obwohl es im dreißigjährigen Kriege mit dem Avancement bekanntlich ungemein rasch von Statten ging, so wollte es doch schon was heißen, mit einunddreißig Jahren Stadtcommandant zu sein. Aelter aber war der Graf de Nevada noch nicht. Ein Vorzug von unberechenbarer Wichtigkeit war für den Grafen sein einnehmendes Aeußere: er war ein stattlicher Mann von untadelhaftem Wuchs; das volle schwarze Haupthaar und das zierliche Kinnbärtchen mit dem nicht minder sauber gehaltenen Schnurrbart faßten ein freundliches, auf den ersten Anblick gewinnendes Gesicht ein, dessen hohe Stirne auf Geist, dessen frische Lippen auf Empfänglichkeit für Genuß und Freundschaft zu deuten schienen. So war's, wenn man es, wohl gemerkt, ohne Arg betrachtete; ein feindseliges Auge mochte freilich etwas Anderes: List, Härte und grobe Sinnlichkeit darin finden. Und wie herrlich kleidete ihn der malerische Anzug! Der niedergeschlagene große, weiße Kragen aus feinen Spitzen, welcher den kräftigen Hals weit offen läßt, das rothe Kamisol mit hellblauen breiten Bändern gesäumt und prächtig ausgelegt, die kurze schwarze Sammthose, oberhalb der Kniee mit Quastenkordeln lose zugebunden, die Stulpstiefel mit blitzenden Sporen, welche den obern Theil der in eng anliegende weiße Strümpfe gekleideten Waden unbedeckt lassen. Es fehlt nur noch der mit wallenden Federn reich geschmückte Calabreserhut und das prächtige Wehrgehenk mit dem langen Degen. Letzteres schnallt er sich jetzt um; denn er weiß, was ihm zu thun obliegt nach des Küfer-

meisters drohender Rede. Er hatte auf dieselbe nur die paar Worte erwidert: „Einen Augenblick, Meister Müller, über den Commandanten sollt Ihr nicht zu klagen haben!"

Nachdem er auch den Federhut aufgesetzt hat, ist er fertig. „Aber erst müßt Ihr mir Bescheid thun, Peter Müller. Prosit ... es ist von dem Bacharacher, den Ihr mir vor acht Tagen abgefüllt habt."

„Danke für die Ehre bestens, Excellenz! Ich nehme nicht gern Verbindlichkeiten auf mich, wenn ich nicht sicher weiß, daß ich mich ihrer entledigen kann. Und das ist hier der Fall."

„Oho, nicht so spröde! Wer spricht denn von Verbindlichkeiten? Thut's mir zum Spaß!" Er bot ihm das Glas abermals an.

Der Küfermeister besann sich eine Weile, ehe er es mit den Worten annahm: „Herr Commandant, zum Spaß soll man kein Geld vergeuden, dieweil man es besser zu etwas Anderm brauchen kann. Aber auf Ew. Excellenz Gesundheit will ich anstoßen."

„Hahahaha!"

Die Gläser klangen und wurden dann geleert.

„Jetzt noch ein Wort, Peter Müller. Hat man Euch keine Molesten gemacht, als Ihr zu mir wolltet? Ich meine, hier der Wachtposten vor meinem Zimmer?"

„Da stand Niemand, Excellenz! Unten im Flur saßen Mehrere um eine Trommel und waren am Würfeln, als ich hereinkam. Deren Einer stürmte mir nach, als ich bereits auf der Treppe war, und hielt mich ungestüm an, — er schien betrunken zu sein. Da hab' ich mich meiner Haut gewehrt und ihn hingeworfen."

„Brav so, Peter Müller!" Er wendete sich um und murmelte, während er die Tafelschelle erklingen

ließ, grimmig die Worte: „Den will ich lehren, von seinem Posten laufen!“

Der von Peter Müller vorhin mißhandelte Pikenträger trat in das Zimmer, machte den militairischen Gruß und frug: „Was steht zu Befehl, Excellenz?“

„Ruf' im Augenblick den Geolier (Kerkermeister)!“

Mit einem schadenfrohen Blick auf den Küfer entfernte sich der Kriegsgesell; zwei Minuten später kam er mit dem Kerkermeister zurück.

„In's Cachot bis auf weiteres, bei Wasser und Brod!“ befahl der Commandant dem Letztern und deutete auf den Pikenier.

„Excellenz, das ist zu hart!“ wandte der Küfermeister fürbittend ein.

Aber der Graf de Nevada faßte ihn beim Arm und zog ihn mit sich fort. „Spart Euere Worte, Meister! Ich nehme einen einmal gegebenen Befehl nie zurück. Ich will die Burschen lehren, meine guten Bürger molestiren,“ sagte er auf dem Corridor.

Damit gingen sie.

2.

Der Küfermeister Müller bewohnte ein in seiner Art prächtiges, hochgiebeliges Bürgerhaus. Die hohen Giebel sind seit Jahrhunderten in Wesel Mode gewesen, und auch jetzt noch zeichnet sich die Stadt durch diese Eigenthümlichkeit aus. Das Stockwerk des Müller'schen Hauses trat balconartig über das Erdgeschoß hervor und bildete so ein Schutzdach vor Regen und übermäßiger Sonnenhitze, was der Werkstätte des

Meisters, die gleich vorn im Hausflur nach der Straße zu lag, hinreichend den Schaden ersetzte, welcher ihr durch den Mangel an Licht entstand; denn die Sonne brannte den ganzen Tag, das Oellämpchen aber brauchte man nur früh Morgens und spät Abends anzuzünden, wo man sich zu der Arbeit rüstete oder von derselben ausruhte.

Peter Müller hatte sein Haus in allen einzelnen Theilen mit einer Sorgfalt eingerichtet, als ob er ewig darin wohnen wollte. Da hatte jedes Geräthe seinen bestimmten Pflock, jeder Stuhl seinen Platz, Rock, Schurz und Mütze ihren Nagel; selbst dem Spitz, dem wachsamen Hauswächter, war sein Nest angewiesen, gleich rechter Hand in der Werkstatt. „So muß es in einem ordentlichen Bürgerhause sein," sagte der Küfermeister; „das gibt Lust zur Arbeit und zu allen guten Dingen, verscheucht auch die Wirthshausgedanken, die noch nirgend viel Gutes gestiftet haben, wohl aber Zank und häuslichen Unfrieden. Gott bewahr' uns davor!"

Wie ganz anders als ehedem aber sah es jetzt in diesem friedlichen Bürgerhause aus!

„Da schaut Ihr's nun selbst, Herr Commandant," rief der Küfermeister, als sie eintraten; „alles geht drunter und drüber, . . . es ist Sünde und Schande, wie das Volk haust! Was habe ich ihnen gethan? Seht her, diese prächtigen Dauben, die ich über zehn Jahre liegen gehabt habe, muthwilligerweise zerschlagen, die Reifen zerbrochen, die Fässer zertrümmert, das Geräthe ruinirt! . . . Ich frage Euch, Excellenz, ist das christliche Art? . . . Herr Commandant, ich sage Euch, es ist das letzte Mal, und da mögt Ihr so strenge Pönen setzen, wie Ihr wollt: wir lassen's uns nicht

mehr gefallen! Die Soldaten haben nicht mehr Recht als wir. Da seht, da seht!“

Sie waren eben vor der Wohnstube angekommen, und mit den letzten Worten warf Müller die Thüre derselben auf. Dort ging’s nun freilich toll genug zu, auch in dem nebenan liegenden Gartenhof. In der Stube waren Kästen und Schränke erbrochen; Scherben, Papierfetzen und Lumpen lagen auf dem Boden umher; fünf Kriegsgesellen saßen am Tische und würfelten und zechten dazu, gerad’ als ob sie zu Hause wären. Im Hofe hatten Andere den Hühnerstall geplündert und drehten den Insassen kurzweg den Hals um und pflückten sie; ein Kerl hatte seinen Hut voll Eier und schlürfte eins nach dem andern aus.

Mit dem Erscheinen des Commandanten aber änderte sich plötzlich das Bild. Der Iltis beschleunigte sein Geschäft, die Rupfer verbargen im Nu ihre Beute unter den Mänteln und nahmen eine Positur an, als sei nichts vorgefallen; die Spieler aber saßen wie versteinert da und starrten auf die neuen Ankömmlinge.

„Was geht hier vor?“ donnerte der Commandant. „Wer hat euch hier einquartiert, ihr Spitzbuben! Reitet euch der Satan, daß ihr euch ärger betragt als Türken und Mamelucken? . . . Kellermann,“ wandte er sich dann an den einzigen Chargirten der Rotte, „du haftest für alle diese. . . . Meister Müller, es soll Euch alles erstattet und volle Genugthuung werden. Genügt Euch dies Wort?“

„Hierfür, ja! Aber was ist aus meiner Frau und Tochter und meinem Gesellen geworden? . . . Marianna! Margareth!“ Er rief die beiden letzten Worte in den Flur hinaus.

„Antwort, Kellermann!“ befahl der Commandant; „wo sind die Frauen? wo ist der Bursch?“

„Excellenz! Ein Leides ist denen nicht widerfahren. Wo sie geblieben sind, wissen wir nicht, wir haben uns um sie nicht weiter gekümmert.“

„Kellermann, du haftest auch für diese. Jetzt macht, daß ihr fort kommt, ihr Hallunken! Ihr marschirt direct von hier zur Hauptwache und wartet dort meines weitern Bescheids. Erst aber wird hier alles wieder an seinen frühern Platz gestellt, sofort!“

Der Graf de Nevada blieb so lange, bis dieses geschehen war. Dann ließ er Kellermann mitsammt der Rotte vor seinen Augen abmarschiren und plauderte noch eine Weile mit Peter Müller. Beim Fortgehen sicherte er dem Küfermeister nochmals volle Entschädigung zu.

Eine große Menschenmenge hatte sich in der Zwischenzeit vor dem Müller'schen Hause angesammelt, weniger durch die Plünderung angelockt, da dergleichen schon längst keine Seltenheit mehr war, als durch den Besuch des Commandanten, den man vorhin in Gesellschaft des Peter Müller über die Straße hatte gehen sehen. Hinaustretend grüßte der Graf de Nevada mit der bekannten herablassenden Freundlichkeit großer Herren, die vom Volk etwas fürchten oder von demselben etwas nöthig haben, nach allen Seiten. Aber Niemand erwiderte seinen Gruß.

Das machte den Commandanten stutzig, und er fand es gerathen, eine kleine Anrede an die Menge zu richten: er habe jetzt erst von dem Unfuge erfahren, der hier und da von seinen Soldaten verübt worden, und er werde sorgen, daß das fürder nicht mehr vor=

komme; auch solle eine strenge Untersuchnng angestellt werden und die Schuldigen . . .

In diesem Augenblick wandten Alle die Köpfe um; es fielen Schüsse in der Straße, ein Soldat wurde von fünf andern verfolgt. Der Flüchtling kam geradesweges auf das Haus des Küfermeisters zu, und als er dasselbe glücklich erreichte, nahm die Menge ihn schützend in ihre Mitte auf. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sich in derselben zu verbergen, trotz seiner hohen und kräftigen Gestalt; er wollte das aber nicht, sondern, die militairischen Abzeichen, die er irgendwo entwendet haben mochte, nämlich Hut und Mantel, abwerfend, rief er mit seiner weithin schallenden Stentorstimme: „Bürger, hört, was so eben in Wesel am hellen Tage passirt ist! Meines Meisters Tochter, die Margareth, haben die Spanier ihm geraubt und ihrem Commandanten in's Haus geschleppt."

Nur wenige bemerkten, wie der Graf de Nevada erbleichte; er wollte antworten, die schwere Beschuldigung von sich abwälzen. Aber der verkleidete Soldat, den sie Jan Rott Leer nannten, und der Nimand anders war als Peter Müller's Geselle, ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr ohne Verzug fort: „Während mein Meister vorhin zum Commandanten ging, um zu remonstriren, that ich, wie er mir aufgetragen, mein Möglichstes, um so viel zu retten, als sich eben retten ließ, und um das fremde Volk hinzuhalten, diese Banditen und Mordbrenner! Wahrlich, daran hat Kaiser Ferdinandus ein brillantes Corps! . . . Es half alles nichts, die rüden Gesellen ruinirten aus purer Lust am Ruiniren. Erst als ihrer zwei einen Dritten, den sie ganz in ihre Mäntel eingewickelt hatten, auf den Armen forttrugen, ward's etwas ruhiger. Das

war aber alles wohl berechnet und im voraus abgekartet, wie mir nachträglich klar geworden ist. Denn der Eingewickelte war Keiner von den Ihrigen, sondern die Margareth war's, und sie hatten den andern Spectakel nur angestellt, um die Aufmerksamkeit abzulenken und das Mädchen besser entführen zu können, nachdem sie's vorher mit etwelchen Hexenkünsten, worauf sie sich vortrefflich verstehen, bewußtlos gemacht hatten. Die Meisterin haben sie irgendwo eingesperrt oder haben sie auch behext."

„Junger Mann," fiel der Graf dem kühnen Sprecher jetzt in die Rede. „Ihr sollt wissen, daß der Commandant unter Euern Zuhörern ist und jede Euerer frechen Lügen vernommen hat. Ihr seid mein Arrestant!"

Ein drohendes Gemurmel lief durch die Menge. Jan Rott Leer aber begann stracks von neuem: „Lügen, sagt Ihr? Den Hals soll man mir abschlagen, wenn ich ein Wort gelogen habe. Mit meinen eigenen Augen habe ich alles gesehen und will's auf Johannis Evangelium beschwören!"

„Er lügt, er lügt! Haut ihn nieder! Er ist ein holländischer Verräther!" schrieen mehrere Stimmen. Es waren Jan's Verfolger, die vorhin auf ihn geschossen hatten.

Jetzt aber war's vorbei: wie aus einem Munde riefen die Weseler Bürger nach Rache, und Flüche und Drohungen regnete es von allen Seiten. Dabei blieb es nicht: Jan's Verfolger wurden alle fünf niedergeschlagen, ehe sie sich zur Wehr setzen konnten. Kellermann durfte von Glück sagen, daß er mit seinen Spießgesellen nicht mehr auf dem Platze war. Der Commandant wurde zwar nicht thätlich angegriffen, aber er

begann das Aergste zu fürchten, und schon lag seine Hand am Degengriff.

In diesem Augenblicke erhob Peter Müller, nachdem er dem tumultuirenden Haufen Ruhe gewinkt, seine Stimme. „Hört, Bürger!“ sagte er; „ihr treibt die Sache zu weit. Unser Herr Commandant weiß nicht, was alles unter seinem Namen hier getrieben wird. Er hat mich so eben freundlich in seiner Wohnung empfangen, hat mir ein Glas Wein eingeschenkt, mit mir angestoßen, hat sein Mittagessen stehen lassen und ist mit mir hierher gegangen. Das Volk aber, welches diesen Unfug in meinem Hause angerichtet, hat er auf die Hauptwache in Verwahr gegeben und hat mir volle Genugthuung versprochen. Auch für meine Frau und Tochter hat er sich verbürgt. Der Jan befindet sich ganz gewiß im Irrthum.“

„Im Irrthum?“ rief Jan. „Bei meiner Seelen Seligkeit, Meister, es ist leider kein Irrthum. Laßt mich doch nur erst aus erzählen; dann mögt Ihr urtheilen. Die beiden spanischen Hunde . . .“

„Mensch!“ fuhr der Commandant auf und stieß seinen Degen auf den Boden, daß er unheimlich klirrte, „bedient Euch anderer Ausdrücke, wenn Ihr von Sr. apostolischen Majestät Kriegern redet.“

„Jan, nimm dich in Acht!“ mahnte der Küfermeister.

„Ich danke Euch, Meister, für diese Warnung,“ antwortete Jan nach kurzem Besinnen und einem langen Seufzer. „Ich schweige.“ In dem Innern des Burschen mußte etwas ganz Apartes vor sich gehen, daß er die Gesichtsmuskeln so heftig hin und her zog, wie wenn er spanische Stiefel anhätte. Auch schien es, als wollte er jeden Augenblick den Mund thorweit

aufreißen und dem just abgegebenen Versprechen, zu schweigen, grad und grimmig zuwiderhandeln. Aber es schien nur so; denn kein Wort kam über seine Lippen, sondern weißer Schaum drängte sich zwischen sie hindurch, so fest zusammengekniffen sie waren — wahrscheinlich hatte das Reden und Laufen vorher seine Lungen angegriffen.

„Schweigen ist das Beste, was Ihr thun könnt, junger Mensch!" sagte der Commandant. „Meister Müller, ich wiederhole es Euch hier vor all' den Leuten: es soll Euch volle Genugthuung werden. Und nun, ihr Bürger, zwingt mich nicht zu unliebsamen Maßregeln, sondern geht ruhig nach Hause. Ich werde dafür sorgen, daß ihr inskünftig nicht mehr über meine Soldaten zu klagen habt. Alle, welche irgend Schaden durch sie erlitten, mögen ihre Klagen und Wünsche bei mir vorbringen. Wir stehen Alle zu Kaiser Ferdinandus und wollen uns zu dem vorhandenen Elend nicht selber noch neues schaffen."

Er grüßte und schritt dann mitten durch den Volkshaufen, welcher ihm jetzt Platz machte.

3.

Als der Commandant fort war, drängte sich alles um Jan Rott Leer und bestürmte ihn mit neugierigen Fragen über den Verbleib Margareth's. Jan aber fand es nicht für gut, zu antworten, sondern bahnte sich einen Weg durch die Menge und verschwand in des Küfers Hause. Er folgte aber dem Meister

nicht, wie man hätte denken sollen, auf den Speicher, wo dieser Frau und Tochter suchte, sondern gab sich daran, seine Siebensachen einzupacken und sein „Bündel zu schnüren".

Darüber betraf ihn der Küfermeister und fuhr vor Erstaunen drei Schritte zurück. „Was beginnst du, Jan?" fragte er.

Der Küfergeselle wühlte, ehe er antwortete, in seinem Tornister herum, bis er fand, was er suchte. Es war eine jener Schaumünzen, wie man sie namentlich gern im sechszehnten Jahrhundert fertigte und trug, und worin die Prägekunst jener Tage wirklich Erstaunliches geleistet hat an Witz und Satire. Auch diese war nicht übel. Sie war aus Silber, von der Größe eines Kronenthalers, und zeigte auf der einen Seite das überselig lächelnde Gesicht eines Zunftmeisters mit der Feiertagskappe, dessen Bart von einer mit einem Stahlhandschuh bekleideten Hand gestreichelt wurde. Drehte man das Bild um, so erschien der Bart als ein Hundeschwanz und die Ritterhand als ein Kneipstock darauf; aus dem lächelnden Bürgergesicht mit der Feiertagsmütze aber war ein grimmiger, die Zähne fletschender Hund geworden, der den Kopf zwischen die Hinterbeine hindurch steckte und nach dem Kneipstock biß. Auf der Rückseite der Schaumünze standen die Verse:

„Für Rittersleute hochgemuth
Ein Bürgersmann läßt gern sein Blut,
Als man hier klärlich sehen thut."

„Ich glaube, ich hab' Euch das noch nicht gezeigt, Meister," sagte Jan, dem Meister die Schaumünze hinreichend, und dabei lächelte er gar bitter. „Es ist ein Erbstück," fuhr er fort; „mein Vater selig hat's

seiner Zeit dann und wann getragen, auf den Kirmessen und auf Fastnacht; es stammt aber ursprünglich vom Großvater."

„Aber, Jan," murmelte der Küfermeister, die Münze von allen Seiten betrachtend, „was sollen diese Schnurrpfeifereien jetzt?"

Mit beredtem Humor erläuterte der Küfergeselle seinem Meister das Bildwerk. Als dieser über den witzigen Einfall trotz seiner ernsten Gedanken doch herzlich lachen mußte, ließ Jan ihn erst auslachen, pflanzte sich dann kerzengerade und feierlich vor dem Meister auf, nahm seine Mütze ab und sagte: „Ich will auch Pikenier werden, Meister; hab' an dem Fässermachen und Fässerfüllen keine Lust mehr; will lieber Fässer zerschlagen und leeren. Und hiermit kündige ich Euch die Lehre . . . ich trete bei den Spaniern ein; Graf de Nevada soll hinfüro mein Meister sein."

Dabei blickte der Kerl so grimmig, wie der Meister ihn noch nie vorher gesehen hatte. Müller wußte nicht, was er aus dem Gerede machen solle und vergaß daher die Antwort.

Obwohl Jan sich nicht auf Latein verstand, handelte er doch nach dem Grundsatz: „Qui tacet, consentire videtur" („Schweigen gilt dem Jawort gleich"); er schmiß die Schaumünze zu dem andern „Plunder" in seinem Felleisen, schnallte dieses zu und hängte es sich auf den Rücken. „Adjüs, Meister!" sagte er und schickte sich an, zu gehen.

„Holla, was fällt dir um's Himmels willen ein, Bursche?" rief jetzt Peter Müller. „Bist du närrisch geworden? Auf einmal närrisch?"

Jan Rott Leer faßte mit der rechten Hand die Finger seiner linken und preßte sie so krampfhaft zu-

sammen, als ob er sie zermalmen wollte, und ausschnaufend gleich Einem, dem der Athem ausgehen will, heftete er die großen Augen, welche weit aus ihren Höhlen hervortraten, starr und voll auf den Küfermeister, daß dieser wiederum verdutzt dastand, ja ärger verdutzt denn zuvor. So verging eine Weile, bis der Geselle die Worte hervorstieß: „Närrisch? . . . närrisch?! . . . Meister, ich närrisch? Ihr seid närrisch! Man gibt Euch zu wenig Honig; darum werdet Ihr närrisch vor Süßigkeit, wenn man Euch dann und wann mal einen Hieb durch den Bart streicht. Auf die Herren schimpfen, wenn sie nicht dabei sind, ja, das könnt Ihr freilich, das kann jeder Lump; ein ganzer Kerl ist dazu nicht nöthig. O, die kennen Euch, die Junker und die Reitersleut'! . . . Die Meisterin findet Ihr wahrscheinlich im Keller.“

Ohne weitere Umstände schritt der sonderbare Kauz der Thüre zu und verließ das Haus. Schon längst hatte er um die nächste Straßenecke gebogen, als Peter Müller, sein Staunen bemeisternd, an das Fenster trat, um ihm nachzusehen. Er wußte nichts zu thun, als den Kopf zu schütteln.

Nun geschah es, daß just um dieselbe Zeit auch der Graf Lope de Nevada den Kopf schüttelte. Der drehte ihn aber nicht, wie Meister Müller, bedächtig von rechts nach links, sondern warf ihn heftig auf und nieder, gleichsam von vorn nach hinten, und nicht zum Abschied schüttelte er ihn, sondern zum Empfang; auch galt sein Kopfschütteln nicht dem Jan Rott Leer, sondern vielmehr dem Kellermann, den er, nach Hause zurückgekommen, sofort zu sich beschieden hatte.

„Was soll dieser tolle Streich?“ schnauzte er den Untergebenen an. „Wer hat dir den Auftrag dazu ertheilt?“

„Excellenz,“ antwortete Kellermann, „es ging nicht anders. Es wurde mir hinterbracht, der Küfer wolle seine Tochter am Nachmittag nach Xanten schaffen, und da wir ihm das Thor doch nicht verschlossen halten durften, so galt es rasches Handeln. Ich sah keinen andern Ausweg vor mir, als den ich eingeschlagen habe, und der ja — zum Ziele geführt hat.“

„Zum Ziele? Tollpatsch, glaubst du denn, ich könne die Dirne jetzt bei mir behalten? Rasest du?“

Er schritt einige Male rasch und heftig auftretend im Saale auf und nieder. „Alles ist jetzt verdorben!“ hub er nach einer Pause wieder an. „So dumm diese Breifresser sein mögen, jetzt haben sie Lunte gerochen und werden sich vorsehen ... Satan! ... Ich muß die Dirne freigeben ... Morgen am Tage erwarte ich weitere Vorschläge von dir. Verschaffst du mir das Mädchen nicht in vierzehn Tagen zurück, so hast du deinen Strohkopf verwirkt. Das schreib' dir hinter's Ohr! Hast du mich verstanden, Schlingel?“

„Excellenz, zu dienen.“

„Hör' weiter! Das Volk muß Genugthuung haben: es werden drei Mann füsilirt. Aber welche? Was für Galgenschund hast du vorräthig?“

Kellermann besann sich, — nicht lange, die drei Mann waren bald gefunden.

„Die Sache wird morgen früh verhandelt; die Anklage lautet natürlich auf Plünderung und Brandschatzung befreundeter, ruhiger Bürger. Das Weitere besorge du selbst, um 10 Uhr ist Kriegsrath, gleich danach die Execution. Basta! ... Schläft die Dirne

noch? Wie lange dauert in der Regel die Bewußtlosigkeit?"

„Das ist verschieden, Excellenz; aber länger als zwei Stunden betäubt die Tinctur selten. Wir können sie jedoch paralysiren, obwohl das für die Gesundheit schädlich ist . . ."

„Dann unterbleibt's! Ehe sie aufwacht, wird sie von hier fortgeschafft, in's Freie, hinter irgend eine Hecke, damit aller Verdacht verscheucht wird. Apropos! du kannst sie dann ja durch die drei Kerle, welche du eben genannt hast, bewachen lassen; sie erscheinen als die Räuber, wir befreien die Geraubte . . . dann ist noch ein Grund mehr da zum Füsiliren . . . Jetzt noch eins! Was däucht dir, daß mit diesem langen Schlingel geschehen soll, dem Gesellen des Küfermeisters? Der weiß um die Geschichte."

„Das kann ihm wenig nützen, wenn morgen die Gaukelei vor sich gegangen ist."

„Er hat aber gesehen, daß man das Mädchen hierher trug! . . . Na, laß das einstweilen und arrangir' jetzt die bewußte Plaisanterie."

Kellermann verbeugte sich und ging. Aber er kehrte gleich darauf zurück mit der Nachricht, des Küfermeisters Geselle wünsche den Commandanten zu sprechen. Der Graf machte anfangs eine krause Stirne; die Sache war jedoch zu wichtig, und so wurde der Angemeldete vorgelassen.

Lange Complimente zu machen, hielt Jan Rott Leer entweder nicht für nothwendig oder er fühlte keine Lust dazu. Wie ein reisender Handwerksbursche erschien er vor dem Commandanten: das Felleisen auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand, herausfordernde Vagabunden-Kühnheit in Miene und Haltung.

„Excellenz," begann er, die Mütze freilich abnehmend, aber in einem Tone, der eine Fortsetzung erwarten ließ über das Thema: „La bourse ou la vie!" So grob wurde Jan jedoch nicht, wenn auch unhöflich genug. „Einsperren," sagte er nämlich, „können Ew. Excellenz mich nicht; denn ganz Wesel weiß, daß ich jetzt bei Euch bin, und wenn ich bis Abend nicht wieder zum Vorschein komme, so gibt's böse Geschichten. Vom Einsperren müßt Ihr daher ein für alle Mal absehen."

„Mensch, Ihr sprecht mit dem Commandanten der Festung," glaubte der Graf moniren zu sollen. „Bringt kurz vor, was Ihr wollt."

„Was ich will? So einen haushohen und baumstarken Kerl wie mich, Herr Commandant, habt Ihr in Euerm ganzen Regiment nicht; ich habe zum wenigsten noch keinen meines Schlages unter Euern Pikenieren gesehen. Das ist Numero eins. Numero zwei ist Folgendes. Um Müller's Margareth wißt Ihr, und weiß ich; wer außer unserm Herrgott sonst noch darum weiß, scheert mich nicht. Ew. Excellenz möge den Spieß nun drehen, wie sie will, . . . dieser Haken bleibt daran sitzen; da hilft alles nichts. Gut! Ich bin das Faßbänderziehen müde und will Pikenier werden; denn, weil wir Beide so zu einander stehen, wie wir stehen, so hoffe ich's unter Euch rasch zu etwas zu bringen: natürlich, wenn ich es auch durch etwas anderes verdient habe. Wer sich den Strick dreht, der soll auch daran gehängt werden. Andermanns Schwarte will ich nicht, um meine Säge zu schmieren. Wie steht's, Excellenz, wollt Ihr mich?"

Das war nun eigentlich eine unerhörte Frechheit von einem „gemeinen" Burschen, sich beim Commandanten als Recrut zu melden, — denn hierfür waren

die Werbemeister da —; und noch unverschämter war's, den Commandanten mit sich in gewissem Sinne auf gleiche Stufe zu stellen, wie der Jan es that, indem er an die Margareth erinnerte. Dem Grafen kochte daher das Blut in den Adern, aber er wußte sich zu beherrschen; vorderhand war mit dem gefährlichen Burschen nichts anzufangen, als zu thun, was er verlangte. Auch schien es ja, daß derselbe leicht unschädlich zu machen sei, — man brauchte ihn nur rasch zum Rottmeister oder etwas Aehnlichem zu befördern.

Diese Erwägungen bestimmten den Grafen, seine Gereiztheit zu überwinden und die Sache auf eine andere Karre zu laden. „Soll dich der Henker!" antwortete er nach einer kurzen Zwischenpause, halb lächelnd, halb zürnend und im Tone trefflich erheuchelten gutmüthigen Grimmes. „Ich weiß nicht, welcherlei seltsame Affectionshistorien mich an diese Dirne ketten sollen! Wie kommst du nur darauf, du Allerwelts-Galgenstrick, der du bist? Eigentlich sollt' man dich hängen lassen, schon allein wegen deines losen Mauls … Aber sei's immerhin, magst Pikenier bei mir werden und mir von Zeit zu Zeit weitere Capitel von des Peter Müller's Margareth erzählen. Du willst jedenfalls auch was Schriftliches haben für den Werbemeister und den Exerciermeister, wie?"

„Das kann Ew. Excellenz machen, wie's Ihr beliebt; mir ist alles Wurst, ob schriftlich oder mündlich oder gar nichts. Aber meinethalb gebt mir so 'nen Zettel mit."

„Kannst du lesen?"

Ein verneinendes Kopfschütteln war die Antwort. Der Jan log, was das Zeug nur halten wollte; denn er verstand sich sehr gut auf beides, Lesen und Schreiben.

„Wie ist dein Name?“

„Jan Rott Leer, eheliches Kind, einziger Sohn von Peter Gottfried Rott Leer und Adelheid Gertrudis geborenen Vandenboom in Cleve, 25 Jahre alt, über sechs Fuß lang, Faßbinder von der Zunft, jetzt aber Kaisersoldat. Wollt Ihr noch mehr wissen, so kann ich Euch nicht helfen; denn mehr weiß ich selber nicht über mich.“

Der Commandant hatte sich niedergesetzt und einige Worte an den Werbemeister geschrieben. Jetzt überreichte er Jan den Zettel. „Das wird dir gut thun, Bursch, obwohl du's eigentlich nicht verdienst, daß man dich auf den Armen trägt.“ Wieder lachte er mit verstellter Zutraulichkeit.

Jan hatte dem Grafen über die Schulter gesehen und ohne viele Mühe herausstudirt, daß auf dem Zettel stand, man solle den Ueberbringer scharf auf's Korn fassen und, wo er etwas verfehle, keine Gnade mit ihm üben. So antwortete er dem falschen Patron: „Ich würde mir das auch, hol's der Henker! nicht gefallen lassen und keinem Menschen rathen, mich auf den Arm zu nehmen; sonst könnt's passiren, daß er an dem Arm nachher lange zu putzen hätte. Und nun Adjüs, Excellenz!“

Trotzig marschirte er von dannen. Auf der Hauptwache angelangt, hütete er sich wohl, den Zettel zu übergeben, sondern machte die Sache mündlich ab, sagte, er komme gerades Weges vom Commandanten, mit dem er näher bekannt sei. Der Werbemeister bekam da noch mehr Respect vor dem „haushohen, baumstarken Schlingel“.

4.

Jan Rott Leer war nunmehr ein echter und rechter Pikenier; statt der Mütze trug er eine Pickelhaube auf dem Kopf, statt des Hemdkragens fiel ein eiserner Ringkragen bis auf die Schultern, statt der großblumigen Sammtweste, die er von seinem Großvater geerbt, lag ein Halbküraß auf dem breiten Brustkasten, und statt des Küfermessers führte er eine acht Fuß lange Pike in der Faust. Er erhielt täglich ordonnanzgemäß zwei Pfund Brod, eine Maß Wein, ein Pfund Fleisch oder Hausmannskost und monatlich außerdem sechs Gulden vierzig Kreuzer Servis. Alle Oberstwachtmeister, Capitaine, Lieutenants, Fähndriche, Feldwebel, Corporale und Gemeinen der verschiedenen Compagnieen des Regiments, mit denen er seither noch zusammen gekommen war — und fast die Meisten hatten seine Bekanntschaft auf einen Augenblick zu machen gesucht — waren einstimmig der Ansicht, daß es keinen stattlichern, kräftigern, längern und gröbern Pikenier im Regiment gebe, als diesen Jan Rott Leer.

Mit dem Küfermeister Peter Müller hatte Jan sich nachträglich noch grimmig überworfen, und zwar aus zwei Gründen. Für's erste wegen seiner „Halsstarrigkeit und Revoltirlust“, wie der Küfermeister es nannte. Das kam so.

Der Commandant hatte die beiden geplanten Komödien, die Heimführung der Margareth und die Erschießung der drei armen Teufel, mit dem besten Erfolg in Scene setzen lassen. Ganz Wesel jubelte und schwärmte für den Grafen, der den Bürgern sich so außerordent=

lich gewogen erwies. Alles, was man dem Commandanten von früher her in den Kerbstock geschnitten hatte, war jetzt mit einem Male vergeben und vergessen. Peter Müller war natürlich der Begeistertste von Allen und dachte nicht mehr an die Verwüstung, die Nevada's Soldaten in seinem Hause angerichtet hatten; er hatte ja Frau und Kind zurück. Erstere hatte er in bewußtlosem Zustande im Keller gefunden, und das Kind, die Margareth, verdankte er den energischen Bemühungen des trefflichen Grafen.

Obwohl der Küfermeister im Grunde nicht wußte, was er aus dem curiosen Jan machen sollte, so war ihm doch so viel klar, daß derselbe den bittersten Haß und grenzenloses Mißtrauen gegen die „großen Herren" hegte. Das wollte er ihm jetzt austreiben! Er suchte ihn also auf und begann einen Disput mit ihm über dies Thema. Jan aber wollte schlechterdings nicht anbeißen; ein bitteres Lächeln war seine jedesmalige Antwort auf alle Bemerkungen und Fragen des Küfermeisters. In Folge dessen lief dem Peter Müller doch endlich eine Laus über die Leber; er kündigte ihm in bester Form die Freundschaft auf und ging.

Zu Hause angelangt, erzählte er den Vorfall seiner Frau und Tochter. Margareth, welche vorhin schon kein Geheimniß daraus gemacht hatte, wie sehr Jan's jüngster Schritt sie schmerze, konnte sich jetzt vollends nicht mehr halten. Unter einem Strom von Thränen gestand sie mit der ganzen Gluth der Leidenschaft, daß sie sich längst mit Jan versprochen habe und keinen Andern wolle, als ihn. Und dann beschwor sie ihren Vater, sich mit dem Jan auszusöhnen und ihn als Küfer-Gesellen wieder zu sich zu nehmen. Es folgte nun ein sehr heftiger Auftritt, da Müller von einer Heirath

Margareth's mit seinem frühern Gesellen nichts wissen wollte. Sie sei überhaupt noch viel zu jung, um an's Freien zu denken, erklärte er. Margareth, früher ein stilles, sinniges, schweigsames Mädchen, schien während der kurzen Zeit, die sie, zum ersten Mal in ihrem Leben, von Hause fortgewesen war, vom Scheitel bis zur Sohle eine Andere geworden zu sein; durch keine Drohungen ihres Vaters ließ sie sich einschüchtern, sondern erklärte kurz und klar, sie werde niemals von dem Jan lassen.

Am nächsten Morgen aber stand sie in aller Frühe auf, nachdem sie während der Nacht kein Auge geschlossen, und begab sich an das Bett ihres Vaters. Auch der hatte mehr gegähnt als geschlafen; er wies das Mädchen barsch von sich. Da rief Margareth: „Du hast mich von dir gewiesen . . . ich gehe! Von dem Jan reißen mich keine hundert Pferde los; er ist Soldat, ich werde Marketenderin."

Aber sie kam nicht weiter als zur Thüre. Müller wußte in seiner Wuth nicht mehr, was er that — hatte er das Mädchen wirklich mit Ohrfeigen tractirt? So wenigstens behauptete seine Frau, die sich jetzt in's Mittel warf.

Margareth weinte den ganzen Tag . . . . Abends konnte sie nicht mehr weinen, weil ihr vor Ermattung die Augen zufielen.

Es war schon heller Morgen, als Margareth aus ihrem Schlummer aufwachte. Der Küfermeister hatte sich arg getäuscht, indem er meinte, seine Tochter werde über Nacht andern Sinnes werden. Die leidenschaftliche Aufregung war jetzt allerdings vorüber; aber in jedem ihrer Worte und in der ganzen Art ihres Benehmens offenbarte sich eine Entschlossenheit und Festig-

keit des Willens, welche Niemand früher bei dem Mädchen vermuthet hatte. Ein Tag verging nach dem andern, — Margareth blieb steif und standhaft bei dem, was sie wollte.

Da hieß es eines Morgens, der Küfermeister Müller sei über Nacht mit Frau und Tochter spurlos verschwunden. Auch alle werthvollen leicht transportabeln Gegenstände waren, wie die durch's Fenster Gestiegenen gewahrten, aus dem Hause fort; das Haus selbst aber fand sich von innen verriegelt, das war das Allerräthselhafteste.

Als dem Pikenier Jan Rott Leer die Kunde über diese fabelhafte Neuigkeit zu Ohren kam, dachte er bei sich: „Schwindeln ist nichts Schweres; man muß es nur verstehen!" Und darauf gab er sich an's Spintisiren, worüber es ihm Abend wurde. Um Mitternacht schlich er durch entlegene Seitenstraßen zur Wohnung des Commandanten. Es gelang ihm, an einer unbewachten Stelle die Mauer zu übersteigen, welche dieselbe umgab; und nun hoffte er, auch weiter zu kommen. Er kannte die Oertlichkeit genau. An der Hinterseite des Gebäudes angelangt, blieb er vor einem schmalen Fensterchen stehen, welches sich in einer Höhe von etwa zehn Fuß über dem Boden befand.

Nachdem er sich versichert, daß er unbemerkt sei, zog er einen Steinmeißel unter seinem Halbküraß hervor und begann vermittels desselben vorsichtig ein Loch in die Mauer zu brechen. Das verwitterte Gestein bot keine Schwierigkeiten. Als das Loch groß genug war, um einen Fuß hineinzusetzen, faßte Jan seine Pike und zog sich, den Fuß in der Oeffnung, unter dem Aufwand all' seiner Muskelkraft in Arm und

Bein, langsam an der Mauer empor, bis er mit der Hand einen der Eisenstäbe erfassen konnte, die in dem Fensterchen von außen angebracht waren — eine unnöthige Vorsicht; denn die Fensteröffnung war so eng, daß Niemand durch sie entschlüpfen oder von außen her einsteigen konnte.

Der Pikenier langte nun zwischen den Eisenstäben hindurch und drückte die Scheibe ein. „Margareth!" flüsterte er sodann.

Ein eben so leises, kaum vernehmbares, fragendes „Ja" belehrte ihn, daß er gehört wurde.

„Bist du allein da?" fragte Jan.

Wieder zischelte ein „Ja" herauf.

„Weißt du, wo deine Eltern sind?"

„Nein."

„Auch nicht, ob sie in diesem Hallunkennest stecken?"

„Nein."

„Bleibe standhaft, Margareth. O, nur eine kurze Weile bleibe standhaft! Versprichst du es mir bei unserer Liebe?"

„Ja!"

„Gute Nacht! Morgen um diese Zeit bist du frei."

„Gute Nacht!"

Jan glitt hinunter und schlich auf demselben Wege zurück, auf welchem er gekommen war.

5.

Fremdlinge sind sie Alle, und die Einen thuens mit den Andern um die Wette, und wann es ein Ende nehmen will, das mag unser Herrgott wissen. Noth und Jammer aber haben einen Freibrief

in deutschen Landen, beim Friedländer wie beim Dänen, bei den Spaniern wie bei den holländischen Wasserratten. Jeder borgt und sorgt und sengt und brennt nur für sich. Was den Großen recht, ist den Kleinen billig, — wie du mir, so ich dir; und Jeder ist sich selbst der Nächste. So sind die Zeitläufte; wer nicht mitmacht, wird in die Ecke geschoben. So gut wie jetzt die Spanischen, werden wir seiner Zeit auch die Amsterdamer Jantjes wieder los. Und will mir Einer was anhaben, der mag's thun; vor Kurfürst und Kaiser denk' ich mich zu verantworten; dann sollen die großmächtigen Herren erfahren, wie ihre Stellvertreter es treiben.

Als ob sie das nicht längst gewußt hätten! Aber freilich — Jan Rott Leer war ein „gemeiner Mann", und die dachten vielfach wie er und rechtfertigten sich so auch selbst, wenn sie etwas gethan hatten oder thun wollten, was dem Landesgesetz zuwiderlief. Wohl hatte der Kaiser so eben, zur Anhörung und Abstellung der tausendfältigen Klagen, namentlich über Wallenstein und dessen Rotten, einen Kurfürsten-Tag nach Regensburg auf das nächste Jahr ausgeschrieben; aber das war eben ein Kurfürsten-Tag, auf dem der gemeine Mann schwerlich zu Worte kam. Also: „Hilf dir selbst!" Wer in jenen Tagen blutiger Trübsal nicht kleinmüthig und stumpfsinnig einer dumpfen Verzweiflung und trostloser Ergebung in das unabwendbare Schicksal zur Beute ward, oder nicht leichten Sinnes und vertrauensselig war, wie Peter Müller — dem wollte Jan den Standpunkt klar machen, sobald er ihn jetzt wieder traf! —, wer nicht von einem Tage auf den andern, und von einem großen Herrn auf den andern hoffte, sondern Muth und Mannestrotz in sich fühlte, wie Jan Rott

Leer, der kam auch zu denselben Gedanken und, je nach den Umständen, zu denselben Schlüssen und Entschlüssen, wie er. „Hilf dir selbst!“ war seine Parole.

Unter derlei Gedanken der Selbstrechtfertigung, wie sie vorstehend verzeichnet sind, war unser Pikenier bei dem Hause des Küfermeisters Peter Müller angelangt; denn dorthin ging jetzt sein Weg. Thüre und Fenster des unbewohnten Hauses waren verschlossen, und Jan, welcher in das Haus wollte, sah sich deshalb genöthigt, eine Scheibe einzudrücken, um dann das Fenster loszuriegeln und hindurchzusteigen. Nachdem er es vorsichtig wieder verschlossen, schritt er durch die Werkstatt zur Küche und stieg aus dieser in den Keller hinab.

Das Müller'sche Haus stieß mit der Rückwand an die Festungsmauer. Ebenso war es also mit dem Keller. Die Festungsmauer war an jener Stelle von wilden Johannisbeersträuchen, Kirschbaumstauden, Farrengewächsen und allerlei Unkraut, welches in dem Festungsgraben üppig gedieh, dicht überdeckt. Das war eigentlich Schade für eine alterthümliche Inschrift, die sich in der Mauer befand und nun, da man sie nicht sehen konnte, von Niemanden beachtet wurde, obwohl sie die für Wesels Geschichte wichtige Meldung enthielt: hier habe sich die Brücke befunden, über welche Kaiser Carolus Magnus glücklich entflohen sei in die Stadt Wesel, als ihm die Sachsen nachsetzten. W a n n dies merkwürdige Factum passirt sei, darüber vermeldete die Inschrift nichts; wohl aber konnten zwei viereckige Löcher, die sich in gleicher Höhe einige Fuß unter der Inschrift befanden, einen erfindungsreichen Alterthumsforscher auf den Gedanken bringen, ob in ihnen nicht etwa die vordersten Tragbalken der denkwürdigen Ret-

tungsbrücke, von der übrigens keine Spur mehr vorhanden war, gelegen haben dürften.

Selbige zwei Löcher nun mündeten in den Müller'schen Keller. Jan wußte um dieses Geheimniß und wollte es sich jetzt nutzbar machen.

Er war höchlich überrascht, das eine der beiden Mauerlöcher offen zu finden; das von innen und außen verschiebbare Brett, wodurch es verschlossen wurde, war fortgeschoben. Die Zeit drängte, das Nachgrübeln über diese merkwürdige Entdeckung mußte er daher aufschieben. Jan schob seine Pike voraus, kroch rückwärts in die Oeffnung und stand zwei Minuten später in dem Stadtgraben. Nasse Füße bekam er dort zwar nicht; denn der Commandant de Nevada hatte den Graben kurz vorher — „aus Unverstand, bei dem damaligen trockenen Wetter," sagt der Chronist — ablaufen und ausräumen lassen; aber nichts desto weniger schrie unser Pikenier so unangenehm überrascht auf, als sei er bis über die Kniee in den Sumpf gerathen: es stand plötzlich Jemand neben ihm in dem Stadtgraben!

Der Andere befand sich im gleichen Falle der Ueberraschung; denn er sprang drei Schritte zurück, als Jan in der Oeffnung zum Vorschein kam. Des Pikeniers Staunen wuchs aber noch, als er in seinem Nebenmann — den Küfermeister Peter Müller erkannte. „Ihr hier, Meister?" rief er.

„Sachte, sachte, Jan!" flüsterte der Küfermeister warnend; an seinen Grimm auf Jan von wegen dessen „Halsstarrigkeit und Revoltirlust" und von wegen der Margareth dachte er im Augenblick nicht. Er war nämlich zwar nicht selbst „halsstarrig" geworden — dazu hatte er das Zeug nicht — aber er hatte „Revoltirlust"

bekommen, weil man ihm seine Tochter Margareth geraubt hatte.

Auch Jan vergaß für den Augenblick, der dringend zu andern Gedanken führte, gänzlich die Strafpredigt, die er dem Meister bei der ersten Begegnung zu halten sich vorgenommen. „Wie erklär' ich mir das, Meister?" fragte er. „Daß der Graf de Nevada Euch mit Weib und Tochter aufgehoben, hatte ich gleich heraus, als ich von Euerm Verschwinden hörte, so pfiffig der Kerl die Affaire eingerichtet hatte; aber wie Ihr ihm entwischt seid, das ist mir doch ein Räthsel."

„Was fällt dir ein, Jan?" flüsterte der Küfermeister. „Ich bin vom Commandanten weder aufgehoben worden, noch bin ich ihm entwischt."

Nun wurde Jan erst recht stutzig.

„Ich wollte aus Wesel weg," fuhr Peter Müller fort, „weil . . ." Er stockte; denn nun mußte ja das von der Margareth kommen: daß die absolut den Jan heirathen wollte. Deshalb hatte er Wesel verlassen, nach dem Grundsatze: „Aus den Augen, aus dem Sinn." So grimmig er in Jan's Abwesenheit über diesen geflucht, so kleinlaut war er jetzt, da er ihm gegenüberstand — ganz, wie Jan ihm damals in seinem Abschiedssermon über Leute seines Schlages gesagt hatte: „Auf die Herren schimpfen, wenn sie nicht dabei sind, ja, das könnt Ihr freilich; das kann jeder Lump, ein ganzer Kerl ist dazu nicht nöthig."

„Weil . . .?" fragte der Pikenier, welcher auf die Fortsetzung brennend begierig war.

„Ich hatt' es ja schon früher vor, wie du weißt. . . . An dem Tage, wo der Spectakel in unser Haus kam, bewerkstelligten wir die Flucht auf demselben Wege wie du jetzt. Alles ging gut von Statten, schon sahen

wir Xanten vor uns liegen; da brach aus einem Gebüsch ein Trupp holländischer Reiter vom Regiment des nassauischen Grafen Ernst Casimir hervor und machte uns zu Gefangenen."

„Und Margareth?"

„Nun ja; die eben so gut wie mich und meine Frau. Die Beiden sind gegenwärtig im Hauptquartier des Grafen, welcher eine Ranzion für sie verlangt, wie ich sie nicht leisten kann. Da sind wir schließlich übereingekommen, daß ich mit Frau und Kind frei sein und noch obendrein fünfzig Goldgulden erhalten soll, wenn ich ihm Wesel in die Hände spiele. Jetzt will ich hin, um mich mit meinem Bruder Franz darüber zu besprechen."

„Was Ihr Euch doch aufbinden laßt, Meister Müller!" flüsterte der Pikenier.

„Aufbinden? Wie so?" fragte Müller gereizt.

„Wann habt Ihr die Margareth zuletzt gesehen?"

„Was Margareth! immer mit der Margareth! Was soll's mit der? Die ist sammt meiner Frau sogleich in's Hauptquartier abgeführt worden; mich hielten sie bei Xanten zurück, wo herum der Obrist von Dilden quartiert."

„Meister Müller, man streut Euch Sand in die Augen. Ich habe noch vor einer halben Stunde mit der Margareth gesprochen."

„Du?!"

„Freilich hab' ich."

„Wo?"

„In Wesel selbst."

„Bist du närrisch?"

„Eben so wenig jetzt als damals, wo Ihr mir in Euerm Hause dieses Schmeichelwort in's Gesicht warfet.

Margareth ist die Gefangene des Commandanten de Nevada."

„Du irrst dich, Jan."

„Ich irre mich nicht. Ich habe vor einer halben Stunde die Fensterscheibe ihres Gefängnisses eingedrückt und dann mit ihr gesprochen. Ihr mögt es nun glauben oder nicht glauben: wir werden sehen! Ich habe nämlich dasselbe vor wie Ihr, und so komme ich hierher. Ich will zu den Holländern und sie in die Festung führen, wenn sie mir versprechen, Margareth zu befreien und uns ungeschoren zu lassen. Wir können also gemeinschaftliche Sache machen, wenn Ihr wollt."

Der Küfermeister befand sich in einer peinlichen Lage. Jan's Hülfe auszuschlagen, schien ihm bedenklich; sie anzunehmen, gleichbedeutend mit der Uebernahme einer Verpflichtung, — der Verpflichtung, seine Einwilligung zur Heirath zwischen Jan und seiner Tochter zu geben.

Als der Pikenier keine Antwort erhielt, nahm er sein eigenes Wort wieder auf. „Ich stelle es Euch anheim, Meister! Wollt Ihr nicht, auch gut; ich handele dann auf meine eigene Faust. Aber frei werden soll das Mädchen, koste es, was es wolle, und gehe es, wie es wolle! Ich verlange keinen Dank dafür, wenn ich's allein befreie, und befreien werde ich es, dafür ist es mir zu lieb. Jetzt entscheidet Euch!"

„Du bist ein trefflicher Bursche, Jan!" sagte Peter Müller und drückte dem Pikenier gerührt die Hand; und wenn der Mondschein etwas heller gewesen wäre, so hätte Jan auch Thränen der Rührung in den Augen seines frühern Meisters glitzern sehen können. „Es thut mir leid, aufrichtig leid, daß die bösen Worte

früher zwischen uns gefallen sind; verzeihe sie mir! Du hattest wohl Recht, als du damals bitter gelächelt hast zu meiner Behauptung, die großen Herren meinten es allewege gut mit ihren Unterthanen, und die Regierung sorge landesväterlich für uns. Ja, du hattest Recht, und es muß Einem bisweilen die Galle überlaufen . . ."

„Sollen wir nicht jetzt gleich an's Werk gehen, Meister Müller?" unterbrach Jan den Gerührten. „Die Minuten sind kostbar und enteilen schnell. Besprecht Euch rasch mit Euerm Bruder und trefft mich dann im Quartier des Obristen . . . wie heißt er, sagt Ihr?"

„Van Dilden."

„Bei Xanten also treffen wir uns wieder."

„Ich hätte gern Gewißheit wegen der Margareth; können wir nicht erst zusammen . . ."

„Nein, laßt das! Wir könnten gefaßt werden, und dann wär' alles verloren."

„Da hast du Recht. Nun gut! Bis nachher."

Der Pikenier half dem Küfermeister in das Mauerloch und schritt hierauf fürbaß.

6.

Die drei Verschworenen, Jan Rott Leer, Peter Müller und Franz Müller, hatten alles zum Ueberfall Wesels vorbereitet.

„Graf Ernst Casimir," schreibt der Chronist, „detachirte noch im selbigen Monat August den Obrist van Dilden mit tausend Mann Fußvolk und acht Es-

cadronen Reiter nach der Festung, und fiel es so benamsetem Herrn Obristen nicht schwer, mit Hülfe seiner bei sich gehabten Führer in die Fortifications einzudringen und den Hauptwall nach einer zweimaligen Attaque zu ersteigen. Fürnehmlich ist in den seither friedlichen Bürger Peter Müller eine Teufelsbesessenheit gefahren, weilen, wann ein Mann, so immer Ja sagte und seinem Landesvatter ergeben war, ein Mal zur revolution und perturbation der bestehenden Gesetze und Obrigkeit sich hat hinreißen lassen, ärger ist denn sieben andere Teufel. Hat selbiger Peter Müller mit einem schweren eisernen Hammer die Pallisaden zerschlagen und die erste Oeffnung gemacht. Einen schlauern und zugleich ehrlichern Gesellen in seiner Art hat man in Wesel lange vorher und Zeit meines Lebens auch nachher nicht gekannt, als den Jan Rott Leer. Darin hat ein Feldherrnkopf gesteckt, der es zu großen Dingen wohl hätte bringen können, wann ihm das Militär-Regiment nur nicht im Herzen wär' verhaßt gewesen, und hat sich eingebildet, das Bürgerthumb müsse zu Ehren kommen. War ein gar unruhiger Kopf und hat den Landesvatter in controle ziehen wollen, was doch tageskundig helle revolution ist; dann wo bleibt der Bürgersmann, so der Landesvatter nicht ihm fürsorgt, der alles am besten weiß?"

Jan Rott Leer und die beiden Müller hatten Jeder einer besondern Abtheilung den Weg gewiesen, so daß der Ueberfall an drei Stellen zugleich stattfand. Der Verabredung gemäß trafen sie sich am Brunnen auf dem Marktplatz, und während die Holländer sich fluthartig durch alle Straßen ergossen, führten Jene den Obristen van Dilden zur Wohnung des Commandanten, der sich, wie mehrere Weseler Bürger sagten, während

des ganzen Sturmes nicht hatte sehen lassen. Er konnte dies auch nicht, weil er nicht mehr lebte! Kellermann, sein Factotum für alle schlechten Streiche, an denen er Behagen fand, hatte den Ueberfall dazu benutzt, sich seines Tyrannen zu entledigen: man fand den Commandanten mit durchschossener Brust in seinem Cabinet. Daß Kellermann der Mörder sei, daran dachte Niemand, als er selbst; daß er aber so schlechten Lohn für seine blutige That ernten würde, daran dachte auch er selber nicht: er fiel bei dem Sturme, von Peter Müller's Hammer getroffen.

Der nächste Gang Jan Rott Leer's und seines frühern Meisters in der Wohnung des Commandanten war zu dem Cachot. Mit ausgebreiteten Armen stürmte der glückliche Vater seiner Tochter entgegen in das düstere, feuchte Gelaß.

„Satanizza, bomba di esperanza!“ lautete das Wort, mit welchem er als Befreier begrüßt wurde, und der ihm bekannte Pikenträger lag in seinen liebenden Armen.

Als hätte er einen glühenden Ofen umschlossen — so schleuderte der Küfermeister, zurückprallend, den borstigen Kriegsknecht von sich und stellte dann den Pikenier Jan mit den heftigen Worten zur Rede: „Was soll dieser läppische Bubenstreich, du, du . . .“

„Ruhig, Meister!“ donnerte Jan. „Mich hol' Der und Jener, wenn ich Euch habe narren wollen. Ich denk' doch, mich geht die Margareth und ihre Rettung eben so nah' an wie Euch . . . Heda, du spanischer Hallunke,“ wandte er sich an den Kriegsgesellen, welcher ächzend am Boden lag, „seit wann hat man dich hier eingesperrt?“

„Ich sitz' schon sieben Tage in diesem Rattenloch, Herr!" jammerte der Gefragte. „Ein spanischer Hallunk aber bin ich nicht, nicht einmal ein Spanier, sondern aus Beckum in Westfalen zu Hause, heiße Bernd Telgenkamp, diene für Kaiser und Reich und habe dabei auch ein Maul voll Spanisch gelernt. Was ich verbrochen habe, weiß ich nicht . . ."

„Wer war denn in der gestrigen Nacht hier bei dir, als die Fensterscheibe da eingestoßen wurde und Jemand hereinredete?"

„Ach, Herr, verzeiht! es war Niemand bei mir . . . Ich hab' den Mann zum Besten gehalten; ich glaubte, es sei ein unschuldiger Spaß und hatte Kurzweil lange entbehrt . . ."

„Verruchter Schurke! Mit so ernsten Dingen kannst du Kurzweil treiben?"

Peter Müller konnte es, trotz dem Aufwallen seines väterlichen Schmerzes, nicht verbeißen, mit Jan Rott Leer darüber zu rechten, wer von ihnen denn auf der richtigen Fährte gewesen sei.

Statt sich auf unfruchtbare Zänkereien einzulassen, zog Jan den Meister Müller mit sich fort zum Obristen van Dilden und bat Letztern um einen Empfehlungsbrief an den Grafen Ernst Casimir. Ohne Zaudern willfahrte der Obrist diesem Ansinnen, und nun begaben Jan und Müller sich in das Hauptquartier des Grafen, um die Margareth und die Meisterin abzuholen. Sie wurden von dem Grafen äußerst zuvorkommend aufgenommen und herrlich bewirthet. Die beiden Frauen hatte der Graf, wie er sagte, auf eines seiner Güter an der Sieg in Sicherheit bringen lassen; er wollte jetzt jedoch, wie er ebenfalls sagte, sofort ein Detachement dorthin absenden, um sie herzugeleiten;

da der Weg aber einige Tage in Anspruch nehme, so möchten „die Herren“ — er sagte wirklich: „die Herren“! — sich's unterdessen bei ihm gefallen lassen. Der Graf lud die Küfer von Wesel in diesen Tagen regelmäßig zu Tische, zechte und würfelte mit ihnen, ritt mit ihnen spazieren, kurz bot alles auf, um ihnen seine Dankbarkeit zu bezeigen.

Am Abende des vierten Tages kamen Einige von dem Detachement auf abgerittenen Pferden zurück, aber nicht mit Margareth und der Meisterin, sondern mit verbundenen Köpfen und Armen. Sie brachten die Hiobspost, unterwegs habe ein Tilly'sches Streif-Corps sie überfallen, und die beiden Frauen seien von den Feinden zu Gefangenen gemacht worden sammt dem größten Theile der Mannschaft. Wohin man mit den Gefangenen gezogen sei, das wußten die Entflohenen nicht anzugeben. „Worüber Graf Ernst Casimir am meisten ergrimmt ist gewesen.“ So meint der Chronist.

7.

Das war aber nichts als Verstellung, und was die Reiter sagten, war auch erlogen; das Ganze war ein abgekartetes Manöver, wie die Küfer aus Wesel noch selbigen Abends erfuhren. Denn als sie nach langem, vergeblichem Berathen sich trostlos auf's Ohr legen wollten und auf dem Wege zu ihrer Schlafkammer an der Wachtstube vorbeikamen, hörten sie aus derselben mehrmals höhnisch den Namen „Wesel“ erschallen, was sie veranlaßte, stehen zu bleiben und zu lauschen. Auch konnte Jan Rott Leer sich nicht ent-

halten, durch eine ziemlich unverschämte Thürritze in die Wachtstube hineinzulugen. Was er auf diese Weise sah und hörte, war Folgendes.

Um einen Tisch saßen neun Kriegsgesellen und waren am Würfeln. Die vor Aufregung glühenden Gesichter und die lebhaften Gesticulationen zeugten für Beides: daß lebhaft gezecht worden war und daß leidenschaftlich gespielt wurde. In das Bild mischte sich jedoch auch ein Strich Humor. Der jedesmalige Würfeler war nämlich gehalten, einen Reim herzusagen, der mit dem seines Vormannes in Verbindung stand; andernfalls hatte er eine Kanne Bier verloren. Bei jeder Runde wurde ein neues Thema begonnen. Da nun unter den Spielern auch die fünf Reiter sich befanden, welche dem Tilly'schen Streifcorps entkommen sein wollten, von deren angeblichen Wunden jetzt aber nichts mehr zu sehen war, so gab es sich ganz natürlich, daß auch ihre Fahrt zum Reim-Thema gewählt wurde. Darüber kamen Jan Rott Leer und Peter Müller. Der erste Würfeler schwang den Würfelbecher, und die verhängnißvollen Knöchel hinwerfend, rief er:

„Jetzt gilt's der schönen Maid von Wesel,
Deren Vater und Schatz war'n in summa zwo Esel."

Dröhnender Beifall lohnte den Witz. Der Folgende fuhr fort (es war ein Baier):

„Und denen zwoa boaden Eseln aas Wesel
Hoan mer, gelt, g'dreht oan pikloanges Näsel."

In diesem Tone wurde die Reimerei zu Ende geführt, die wir wegen der Rohheiten, in welche sie verlief, nicht ganz hersetzen wollen. Genug: die beiden Lauscher erfuhren daraus, daß man ihnen eine „pikenlange Nase gedreht" hatte.

Peter Müller war außer sich; er wollte ohne weiteres zum Grafen Ernst Casimir und seine Hausehre und Tochter im Namen der Gerechtigkeit und alles Möglichen zurückfordern. Aber der kluge und im richtigen Augenblick thatkräftige Jan Rott Leer hielt ihn von diesem unbesonnenen Schritte ab und bestimmte ihn, freilich mit großer Mühe, ihm die ganze Sache in die Hand zu geben. „Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen," schloß er; „das seht Ihr hier abermals, Meister. Mit Euern gütlichen Unterhandlungen seid Ihr auch jetzt zu nichts gekommen. Wie der Klotz, so der Keil!"

Beide verabschiedeten sich am andern Morgen und zogen, wie sie sagten, heim nach Wesel, von dem Grafen reichlich mit Tröstungen versehen.

Drei Tage später kam der Küfermeister athemlos in des Grafen Hauptquartier zurück. Ganz Wesel sei in Aufruhr, rapportirte er; die Spanier hätten in der Nacht revoltirt und unter den Holländern — denen sie nach dem Kriegsbrauch damaliger Zeit eingereiht worden waren — ein gräßliches Blutbad angerichtet; zugleich werde der Festung durch ein anderes spanisches Corps von außen hart zugesetzt; auch Jan Rott Leer sei in dem Tumult umgekommen: schleunigster Succurs thue noth.

Ohne Zaudern commandirte Graf Ernst Casimir alle seine Truppen bis auf hundert und zwanzig Mann nach Wesel ab. Der Küfermeister konnte nicht mitziehen, da seine Beine vor übergroßer Müdigkeit ihm den Dienst versagten.

Eine Stunde nach dem Abzug der Entsatztruppen des Grafen war dieser Jan Rott Leer's Gefangener mitsammt den zurückgebliebenen hundert und zwanzig

Mann, und allem, was sich sonst noch im Hauptquartier vorfand — „worunter Jungfer Margareth und deren Mutter, die Frau Meisterin, das Deliciöseste ist gewesen," meint der Chronist.

Jan hatte Gleiches mit Gleichem vergolten — List wider List. Anstatt nach Wesel zu gehen, hatte er mit Peter Müller den Weg in's Siegener Land eingeschlagen, um sich mit dem Tilly'schen Corps, das dort wirklich im Anmarsch war, in Verbindung zu setzen und so zu seinem Recht zu kommen. Schon am Abend des ersten Tages trafen sie das Corps, welches von der Sieg nach dem Niederrhein zog. Der Plan wurde dann so geschmiedet, wie er sein mußte, um zu gelingen, und wie wir ihn gelingen sahen.

Graf Ernst Casimir wurde später gegen ein hohes Lösegeld von den Tillyschen ausgeliefert.

Jan Rott Leer aber zog mit seinem Meister Peter Müller, seiner Braut Margareth und seiner Schwiegermutter, der Meisterin, aus dem unglücklichen Deutschland fort nach Amsterdam, wo er wieder zum Küfermesser griff und eine stattliche Werkstätte errichtete. Daß Margareth sein Ehegespons wurde, darüber kann sich Jeder, der Holländisch versteht, aus dem Amsterdamer Kirchenbuch der Oude-Kerk von 1630 unterrichten.

Zwanzig Jahre später zog Jan nach Wesel zurück, wo er Anno 1665 das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte, nachdem er seinem ältesten Sohn Franz vorher die uns bekannte Schaumünze feierlich vermacht hatte.

Und Der hat sie hoch in Ehren gehalten.

des Buches ein. Aber auch den Nebenfiguren erwächst unsere Sympathie, weil sie, warm und lebhaft gemalt, so kunstreich und schön verschlungen sind in den Conflict, in welchen der Künstler um irdische Liebe zu einem schönen Weibe und um seine Huldigung der göttlichen Kunst geräth. Die Spannung in der Novelle — ein wesentlicher Vorzug — hält bis zum Schlusse an. Das Buch ist reich an unterhaltendem und besonders nach der Gemüthsseite hin anregendem Stoffe." (Reichsbote, Berlin.)

„Die bekannte katholische, aber auch in evangelischen Kreisen sehr gern gelesene Verfasserin von „Daniella", „Die Tochter des Kunstreiters" u. s. w. erzählt uns in der vorliegenden anmuthigen Novelle die Erlebnisse eines jungen Künstlers, der sich vom westfälischen Bauernjungen bis zum berühmten Bildhauer durchkämpft. Wir wollen dem Leser verrathen, daß nicht nur Phantasie die Feder der Verfasserin geführt hat, sondern daß der Erzählung die Schicksale des zu Rom verstorbenen Bildhauers Achtermann zu Grunde liegen. Am originellsten ist die Episode, in der Wilhelm mit echt westfälischer Zähigkeit es durchsetzt, die Frauen und Mädchen von Carrara in dem ihnen bisher unbekannten Gebrauch des Spinnrades zu unterrichten. Wir empfehlen das liebenswürdige Buch unsern Leserinnen." (Neue Preuß. [Kreuz-] Ztg.)

„Wer sollte wohl ahnen, daß der ernste Achtermann, dem wir die herrliche Pietà im Dome zu Münster verdanken, der Titelheld vorgenannter Novelle sei? Und doch ist dem so, wie alle diejenigen in der fesselnd und mit altgewohnter Meisterschaft von der Dichterin auf Grund von Aufzeichnungen des Künstlers erzählten Novelle nachlesen mögen. . . . Wir versprechen Allen einen hohen Genuß, sowohl hinsichtlich der schönen künstlerischen Darstellung, als wegen des so duftig erzählten Vorganges an sich, der neben dem Interesse für Achtermann auch noch den Reiz der Neuheit für sich hat."

(Büchermarkt.)

Bachem's Roman-Sammlung.

Zwei-Mark-Bände. Erste Reihe: Band 1—10.

Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek.

*

1. Band: Trüber Morgen, goldener Tag.

Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.**

„Es ist kein trüber Morgen, den die Bachem'sche Zwei-Mark-Roman-Bibliothek in dem Erstling ihrer Erscheinung feiert. Es ist sogar ein glänzendes Gestirn ersten Ranges, das die vielversprechende Sammlung unter diesem Titel an dem reich besäeten Litteraturhimmel heraufführt. M. Lenzen di Sebregondi hat in dem vorliegenden Roman ein höchst lebensvolles Gesellschaftsgemälde gezeichnet, in welchem sowohl der Gang der äußern Ereignisse als die psychologischen Entwickelungen das höchste Interesse bieten."
(Bayr. Kurier.)

2. Band: Der Erbe von Weidenhof. Roman von F. von Pelzeln.

„Der Roman erregt durch reiche Handlung und ungemein lebendige Schilderungen bis zu Ende anhaltende Spannung." **(Magdeburger Ztg.)**

3. Band: Alda Renzoni. Roman. Nach Melati von Java von Leo van Heemstede.

„Der vorliegende Roman fesselt und spannt in hohem Grade. Die Dichterin erschüttert uns, sie reißt uns durch ihre brillante Darstellung gleichsam willenlos mit. Die dem Bande noch angefügte kleine Novellette von M. Herbert ist nicht ohne eigenartigen Reiz." **(Litt. Handweiser.)**

4. Band: Ein stolzes Herz. Roman von Cuno Bach.
Die Wüstenräuber. Erlebnisse einer Africa-Expedition durch d. Sahara v. Dr. Karl May.

„In diesem Bande sind zwei Arbeiten zusammengestellt, welche beide in ihrer Art höchst originell und fesselnd sind, so daß wir ihnen die weiteste Verbreitung wünschen."
(Deutsches Adelsblatt.)

„»Ein stolzes Herz« bietet eine fesselnde und vielleicht für manche junge Dame nützliche Lectüre. — Einen ganz eigenartigen Genuß bietet dem Leser die an zweiter Stelle sich findende Erzählung: »Die Wüstenräuber«. Die Erzählung ist eine in all ihren Momenten so überaus spannende, daß kein Leser dieselbe unbefriedigt aus der Hand legt." **(Büchermarkt.)**

5. Band: Die Hexe von Scharnrode. Roman von Herm. Hirschfeld.
Prinzessin Irrlicht. Roman von M. v. Pelzeln.

„Den größten Theil des Bandes füllt »Die Hexe von Scharnrode«, eine spannende, an sensationellen Ereignissen reiche Erzählung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Wunderbare Verkettungen enthält dieselbe, deren Lösung die »Hexe« in der Hand hält. Daran schließt sich »Prinzessin Irrlicht«, eine Herzensgeschichte aus aristokratischen Kreisen mit tragischem Ausgang." **(Allg. Moden-Ztg.)**

6. Band: **Die Offeringen-Haldenstein.** Roman von **Paula Ried.**

In Treue fest. Eine Hochlands-Geschichte von **Th. Messerer.**

„Der Knoten eines sehr verwickelten Familien-Drama's wird so geschickt geschürzt und motivirt, daß der Leser mit ungetheiltem Interesse der Darstellung folgen wird. — Messerer ist ein Geistesverwandter von Ganghofer, durch und durch verwachsen mit Land und Leuten des baierischen Hochgebirges, welches er mit großer Anschaulichkeit schildert. Hier weht keine Salonluft." **(D. Litt.-Bl., Gotha.)**

7. Band: **Die Seelen der Hallas.** Roman von **E. von Dincklage.**

Ein Sohn Polens. Roman von **Gerd von Oosten.**

„E. v. Dincklage entwickelt eine Fülle von originellen Charakteren, die oft fremdartig und frappirend auf den Leser wirken und ihn dennoch dazu bewegen, ihnen lebhaftes Interesse abzugewinnen und jenen eigenen Zauber zu empfinden, den sie hervorzubringen vermögen. — Gerd von Oosten's Schreibweise ist ganz vorzüglich geeignet, die einzelnen Momente besonders markant zu kennzeichnen, Glück und Unglück, Liebe und Haß rasch wechseln zu lassen und den Leser in athemloser Spannung dem tragischen Ausgange des gelungenen Romanes zuzuführen." **(Oesterr. Reichsbote.)**

8. Band: **Durch Kampf zum Ziel.** Roman von **Jos. Flach.**

Ikarusflügel. Eine Geschichte in vier Bildern v. **Elise Polko.**

„Der Roman spielt zum größten Theil während des americanischen Bürgerkrieges in den sechsziger Jahren. Lebendige Schilderungen der Kämpfe und Erlebnisse des Guerillakrieges verrathen genaue Kenntniß dieser aufregenden Vorgänge. In die Handlung sind mit großem Geschick eine Anzahl das Interesse erhöhender Episoden eingeflochten." **(Magdeb. Ztg.)**

„»Ikarusflügel« ist eine jener reizenden Schöpfungen, in denen Elise Polko ihr liebenswürdiges Erzähler-Talent von der schönsten Seite zeigt." **(D. Adelsblatt.)**

9. Band: **Rau von Nettelhorst.** Roman von **M. Lenzen di Sebregondi.**

„Referent hat bei dem in gefälliger und lobenswerther Ausstattung vorliegenden 9. Bande der rasch beliebt gewordenen Sammlung wieder das seltene Erzählertalent der Dichterin bewundert. Fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite bringt der Roman »Rau von Nettelhorst« eine Reihe anziehendster Gestalten, deren Charakter-Eigenschaften mit markigen Zügen uns geschildert und für deren endliches Geschick der Leser in der angenehmsten Weise interessirt wird. Neben den vielen andern Werken der Dichterin wird »Rau von Nettelhorst« eine stets freudig begrüßte Erscheinung auf dem Büchertische sein." **(Büchermarkt.)**

10. Band: **Im Strudel der Hauptstadt.** Roman von **M. von Roskowska.**

Hann Kuljevich. Histor. Novelle von **Mariam Tenger.**

„Dieser Schlußband der I. Reihe von »Bachem's Roman-Sammlung« (Zwei-Mark-Bände) vereinigt in glücklicher Weise einen historischen Stoff mit einem Roman aus der Gegenwart. Roskowska zeichnet in letzterm in flotter realistischer Darstellung das herzhafte Unternehmen einer jungen Dame, die in muthiger Entschlossenheit im Strudel der Reichshauptstadt ihre verschollene verheirathete Schwester sucht, um sie dem Untergang zu entreißen und mit ihrer Familie zu versöhnen. Mit Geschick und Lebenswahrheit sind Schilderungen der socialen Verhältnisse Berlin's in die spannende Handlung eingeflochten. — Im Kriege Joseph's II. von Oesterreich gegen die Türken im Jahre 1788 spielt die historische Novelle »Hann Kuljevich«. Sie ist in ihrer ganzen packenden Gestaltung ein Musterstück und von so überraschendem Ausgang, daß wir ihren eigenartigen Inhalt auch nicht andeuten wollen." **(Allg. Hausfrauen-Ztg.)**